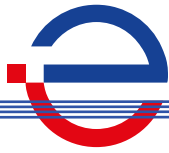


Entstehung und Entwicklung der Evangelischen (Fach-) Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe 1927-2021

Carola Kuhlmann



Entstehung und Entwicklung der Evangelischen (Fach-) Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe 1927-2021



Carola Kuhlmann
Ev. Hochschule Rheinland-Westfalen-Lippe
2021

Inhaltsverzeichnis

Inhaltsverzeichnis	2
1. Die Evangelische Wohlfahrtsschule der Frauenhilfe: 1927-1970	4
1.1 Entstehungshintergrund – allgemeine Entwicklungen im Bereich der Ausbildung zum sozialen Beruf	4
1.2 Provinzialverband der westfälischen Frauenhilfe und die Anfangszeit ihrer Wohlfahrtsschule (1927-1930)	5
1.3 Der Umzug nach Gelsenkirchen 1930	10
1.4. NS-Zeit	14
Exkurs: Einschätzung der politische Haltung Cordemanns in der NS-Zeit	18
1.5 Die Entwicklung von 1945-1960	19
1.6 Vom Umzug nach Bochum 1960 bis zur Eröffnung der Fachhochschule 1971	22
2. Gründung und erstes Jahrzehnt: 1971-1980	26
2.1. Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen – „erdrutschartiger Wertewandel“	26
2.2. Die Entstehung der Evangelischen Fachhochschule 1971	27
2.3. Die Gründungsfachschulen	29
2.4 Die Fachhochschule aus der Perspektive der Studierenden – ein Interviewprojekt	32
2.5 Das erste Jahrzehnt aus der Perspektive der Studierenden	33
3. Das zweite Jahrzehnt: 1981-1990	38
3.1 Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen: Lebensweltorientierung und Alternativbewegung	38
3.2. Entwicklung der Hochschule – Konzentration in Bochum	39
3.3 Der Geist von Kaiserswerth	40
3.4 Die Studierenden der 1970er Jahre gestalten die innovative Praxis der 1980er Jahre	42
3.5 Das Studium aus der Perspektive Studierender	43
3.6 Systemische Weiterbildung	45
4. Das dritte Jahrzehnt: 1991-2000	47
4.1. Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen: von der Adressat_in zur Kund_in	47
4.2 Entwicklung der Hochschule	47
4.3 Das Jahrzehnt aus der Perspektive Studierender	50
5. Das vierte Jahrzehnt: 2001-2010	53
5.1 Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen: Ökonomisierung und Etablierung	53
	2

5.2 Entwicklung der Hochschule im Bereich Struktur und Studiengänge als Folge der Bolognareform	54
5.3. Die Evangelische Fachhochschule im neuen hochschul- und kirchenpolitischen Kontext nach der Bolognareform	58
5.4 Neue Projekte und Institutionen	59
5.5 Das Jahrzehnt aus Sicht der Studierenden	61
6. Das fünfte Jahrzehnt: 2011-2020	65
6.1 Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen	65
6.2 Räumliche Entwicklung der Hochschule	66
6.3. Umbenennung in EvH und neue Projekte	67
6.4 Die erste Frau als Rektorin der EvH und ein Blick auf das Verhältnis von Frauen und Männern unter den Lehrenden in den letzten 50 Jahren	69
6.5. Das Jahrzehnt aus Perspektive der Studierenden	70
7. Was gleich oder ähnlich blieb in 50 Jahren Studium	71
7.1 Gründe für das Studium	71
7.2 Gründe für das Studium an der EFH/EvH	73
7.3 Gemeinschaft erleben: Einführungswoche und anderes	76
7.4 Erinnerungen an Studieninhalte	79
7.5. Relevanz des Studiums für den späteren Beruf	81
7.6 Erfahrungen mit dem Interviewprojekt von Seiten aktuell Studierender (auch über das Ende der Sozialpädagogik)	83
8. Schlussbetrachtung	84
Literatur	85

1. Die Evangelische Wohlfahrtsschule der Frauenhilfe 1927-1970¹

1.1 Entstehungshintergrund – allgemeine Entwicklungen im Bereich der Ausbildung zum sozialen Beruf

Ende des 19. Jahrhunderts entstanden in Europa und den USA erste Ausbildungskurse für den Bereich der Sozialen Arbeit. In Deutschland waren die „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“ Pioniere der Entwicklung. Ihre Kurse, die von Alice Salomon² 1899 zu einem Curriculum zusammengefasst wurden, enthielten bereits im Kern wesentliche Inhalte, die auch heute zur Ausbildung zum sozialen Beruf gehören: Öffentliche und private Armen-, Wohlfahrtspflege, volkswirtschaftliche Theorien, Sozialpolitik und -versicherungen, Soziale Pädagogik, Krankenpflege u. a. . Im evangelischen Bereich entstand die erste christlich-soziale Frauenschule 1905 in Trägerschaft des Deutsch-Evangelische Frauenbundes in Hannover. Sie unterrichtete nach dem Vorbild der Berliner Jahreskurse, ergänzte die Inhalte aber um religiösen und theologischen Unterricht.

Im I. Weltkrieg wuchs der Bedarf an ausgebildeten Wohlfahrtspflegerinnen. Sie sollten einerseits Frauen in die kriegswichtige Industrie integrieren (Fabrikpflege), andererseits die gewachsenen Ansprüche der Kriegsfürsorge (Hinterbliebenen- und „Krüppelfürsorge“) koordinieren, was im Ehrenamt nicht mehr gelang (Kuhlmann 2014). So trieb der Krieg die Zahl der Schulen sprunghaft in die Höhe, teils entstanden sie in öffentlicher, teils in (inter-) konfessioneller Vereinsträgerschaft. In diesem Zusammenhang entstand 1917 auch ein Evangelisches Frauenseminar für Jugendpflege und Gemeindedienst in der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth.³

1917 rief Alice Salomon die „Nationale Konferenz der Sozialen Frauenschulen“ ins Leben, um eine Vereinheitlichung des Lehrplanes, der Ausbildungsmethoden, der Stellenvermittlungen, Gehälter und die staatliche Anerkennung des Berufes zu erreichen. Letzteres gelang ein Jahr später.⁴ Elf Schulen waren bei Gründung dabei,

¹ Dass im Folgenden schwerpunktmäßig auf die Geschichte des sozialen Berufs und der Sozialen Arbeit eingegangen wird, lässt sich aus dem Schwerpunkt der Autorin in Forschung und Lehre erklären. Es wären andere Zugänge möglich gewesen, z. B. die Konzentration auf die gemeindepädagogische Ausbildung. Einleitend sei daher bemerkt, dass mit dieser Schwerpunktsetzung keine mangelnde Wertschätzung der anderen, heute an der Hochschule vertretenen Studiengänge beabsichtigt ist.

² Zu Alice Salomon weiter: <https://www.socialnet.de/lexikon/Salomon-Alice>

³ 1920 erhielt die Schule die staatliche Anerkennung, 1941 wurde sie geschlossen (Reinicke 2012, S. 291).

⁴ Weitere Ergebnisse der Konferenz waren eine Einigung darüber, dass die theoretische Grundlage eine sozialwissenschaftliche sein sollte und die Aufnahmevoraussetzung entweder eine Ausbildung auf pädagogischem, krankenpflegerischem, bzw. hauswirtschaftlichem Gebiet oder der Besuch einer Vorbereitungsklasse (Kuhlmann 2000, S. 146) sein sollte.

von evangelischer Seite die Schulen aus Berlin, Hannover und Elberfeld. 1925 war die Zahl aller Schulen auf 27 gestiegen.⁵

Eine Ausbildung zur Wohlfahrtspflege für Männer gab es nur vereinzelt, allerdings richteten einzelne Schule, wie die Berliner Schule von Alice Salomon nach 1918 auch Sonderkurse für Männer ein.⁶

1.2 Provinzialverband der westfälischen Frauenhilfe und die Anfangszeit ihrer Wohlfahrtsschule (1927-1930)

In Westfalen gab es 1927, dem Gründungsjahr der evangelisch-sozialen Wohlfahrtsschule, nur eine katholische Schule in Münster, die seit 1918 mit staatlicher Anerkennung ausbildete. Von evangelischer Seite wurde das Fehlen einer eigenen Schule als Manko gesehen. So war über die Gründung einer evangelischen Wohlfahrtsschule schon länger nachgedacht worden, auch 1926 im Rahmen einer Vorstandssitzung des „Provinzialverbandes der westfälischen Frauenhilfe“. ⁷

Eine eigene Wohlfahrtsschule sollte der evangelischen Kirche einen stärkeren Einfluss auf die kommunale Wohlfahrtspflege verschaffen. Insbesondere der damalige Vorsitzende der westfälischen Frauenhilfe, Generalsuperintendent Wilhelm Zoellner, befürchtete durch das Zunehmen freier und staatlicher Wohlfahrtspflege eine „bedenkliche Lockerung“ des familiären Zusammenhaltes. Auch die Frauenbewegung sah er als Gefahr und grenzte die Frauenhilfe deutlich von ihr ab. Es gehe nicht darum, Berufe zu schaffen, sondern das „echt Frauenhafte“ zu fördern und Kinderlosen ein Tätigkeitsgebiet zu vermitteln (zit. n. Mentner 1998, S. 154f.).

Eine Kommission aus Frauenhilfe-Mitgliedern wurde zur Vorbereitung der Gründung ins Leben gerufen. Lina Halbrock, Kriegswitwe eines Papierfabrikanten und Vorsitzende des Stadtverbandes Bielefeld, wurde Vorsitzende des Kuratoriums, das die Gründung vorbereitete. Der Bielefelder Stadtverband bot sich aus zweierlei Gründen besonders an. Zum einen verfügte er über Vorteile bei der Spendenakquise, da viele reiche Textil-, Tabak- und Lebensmittelfabrikanten (u.a. August Oetker) die Frauenhilfe unterstützten (ebd.). Zum anderen war der Stadtverband besonders aktiv zu dieser Zeit. Er unterhielt eine Lehrküche für arbeitslose Mädchen und Frauen, gab Krankenpflege-, Haushaltungs- und

⁵ Kuhlmann 2000, S. 145, 164. Diese evangelischen Schulen schlossen sich 1918 mit Stuttgart, Hamburg, Kaiserswerth und Königsberg zu einer evangelischen Konferenz zusammen (in den 1920er Jahren traten ihr Darmstadt sowie Bielefeld/Gelsenkirchen bei). 1939 wurde die evangelische Konferenz eingestellt, da einige Schulen schlossen, andere die Trägerschaft in Richtung NSV wechselten (Reinecke 2012, S. 39).

⁶ 1927 wurden sie offiziell zugelassen, blieben aber in der Minderheit.

⁷ 1906 hatten sich 57 Hilfsvereine der evangelischen Frauenhilfe zusammengeschlossen; 1927 umfasste er 130.000 Beitrag zahlende Mitglieder, allein Dortmund hatte 20.000 (Cordemann 1963, S. 264).

Mütterkurse und beteiligte sich an der Essensausgabe der städtischen Volksküche sowie der Bahnhofsmision. Er führte die Armenfürsorge aus Kirchenkollekten und im Rahmen des Elberfelder Systems⁸ aus, besuchte Mütter von Neugeborenen, Taufmütter, Konfirmandenmütter und alte Menschen. Er unterhielt ein Ferienkinderheim, Kleider-, Lebensmittel- und Kohlensammlungen. Während der Vereinsstunden wurde für „sozial Schwache“ gestrickt oder es fanden Bibelarbeiten statt.⁹

Anfang des Jahres 1927 fragte Wilhelm Zoellner Dr. Margarete Cordemann¹⁰ für die Leitung der neu zu gründenden Schule an. Cordemann war, obwohl sie selbst keine wohlfahrtspflegerische Ausbildung hatte durch ihre langjährige Tätigkeit als Leiterin der Familienfürsorge der Stadt Düsseldorf, ihre nebenamtliche Tätigkeit an der Düsseldorfer Wohlfahrtsschule sowie an der sozialen Frauenschule der Fliednerschen Anstalten in Kaiserswerth geeignet. Sie zögerte aber zunächst, da sie ihr bisheriges Tätigkeitsgebiet ungern aufgeben wollte. Nachdem auch Pastor Martin Niemöller, Geschäftsführer des Provinzialverbandes der inneren Mission in Münster, sie bat zu kommen, überzeugte Zoellner sie schließlich mit den Worten: „Mein liebes Kind, ich brauche sie.“ (Cordemann 1963, S. 256). Mit der Frauenhilfe hatte Cordemann auch in Düsseldorf kooperiert. Ihr gefiel das Profil eines – wie sie meinte – alle Schichten des Volkes umfassenden – Vereins. Hier sei eine Mischung von Frauen aus den „Resten der feudalen Oberschicht“ sowie Bauern-, Bürger-, und Arbeiterfrauen zu finden. Kein Sozialdemokrat hätte seiner Frau „zugemutet“, aus der Frauenhilfe auszutreten (Cordemann 1963, S. 263). Im April 1927 trat sie die Stelle an. Ostern wurde die Schule feierlich eröffnet, unterrichtet wurde im CVJM-Heim.

⁸ Im „Elberfelder System“ waren ehrenamtliche Armenpfleger (seit 1900 auch Armenpflegerinnen) für in ihrem Stadtquartier lebenden arme Familien oder Alleinstehende zuständig. Sie prüften die Berechtigung ihrer Anträge an die kommunale Armenkommission (Kuhlmann 2013, S. 55).

⁹ Cordemann 1963, S. 264 f. Der westfälische Dachverband besaß zum Zeitpunkt der Gründung der Wohlfahrtsschule außerdem das „Frauen- und Mädchenheim der nachgehenden Fürsorge“ in Wengern sowie die Minden-Ravensberger Landfrauen- und eine Haushaltsschule in Soest (Mentner 1997, S. 147).

¹⁰ Margarete Cordemann (1889-1968), Tochter eines früh verstorbenen Kommandeurs eines Feld-Artillerieregiments, wuchs in der Garnisonsstadt Minden auf. Sie wollte zunächst Lehrerin werden, hatte an der philosophischen Fakultät der Universität München Französisch, Deutsch und Geschichte studiert und promovierte bei Karl Vosseler über den „Umschwung der Kunst zwischen der ersten und zweiten Fabelsammlung La Fontaines“ (Cordemann 1963, S. 74). Nach ihrer Promotion 1917 wollte sie in Bonn eigentlich noch das Staatsexamen für Preußen ablegen, geriet aber in eine Werbeversammlung des Frauenreferates der Kriegsamtstelle Koblenz und entschied sich für eine Tätigkeit im Kriegsamt. Dieses Reichsamt hatte die Aufgabe, neben der Rohstoff-, Waffen- und Munitionsbeschaffung auch die Arbeiterbeschaffung für wichtige Industrien zu gewährleisten (Cordemann 1963, S. 119).



CVJM-Heim, Markgrafenstrasse 2 in Bielefeld¹¹



Margarete Cordemann 1930

In mehreren Zeitungen wurde auf die Schule aufmerksam gemacht. So berichtete die Westfälische Zeitung am 5.3.1927 über diese neue „Bildungsmöglichkeit für Mädchen“:

„Der Lehrplan sieht als Hauptgebiete Gesundheitsfürsorge (Säuglingspflege, Tuberkulosefürsorge, Wohnungsfürsorge), Jugendwohlfahrtspflege (Tätigkeit an kommunalen oder kirchlichen Jugendämtern, Jugendfürsorge u.s.w.) und die allgemeine soziale und wirtschaftliche Fürsorge (Berufsamt, Arbeitsnachweis, wissenschaftliche Hilfsarbeit in sozialen Organisationen) vor. (...) Die Unterrichtsdauer beträgt vier Semester, wovon drei auf den theoretischen Unterricht, eins auf die praktische Schulung entfallen.“

Von Beginn an führte die Schule auch einen wöchentlichen theologischen Lehrgang (freitags) mit kirchlicher Abschlussprüfung als Gemeindehelferin durch.

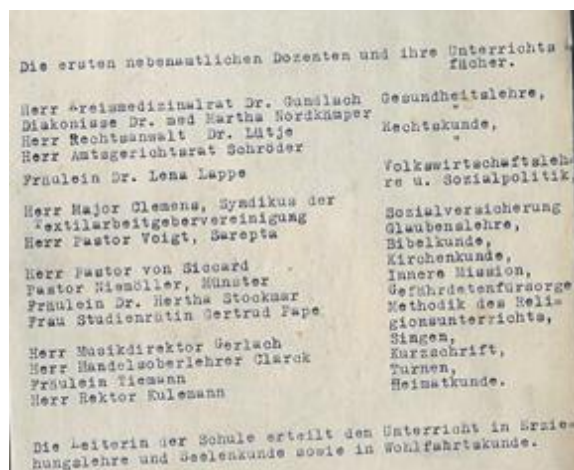
Das Konzept der reformierten preußischen Ausbildungsordnung von 1920¹² sah vor, dass die Schülerinnen für die drei Fachrichtungen bereits abgeschlossene Berufsausbildungen sowie eine drei- bis vierjährige Berufserfahrungen nachweisen mussten. Die Ausbildung zur Gesundheitsfürsorgerin konnten nur Kranken- und Säuglingspflegerinnen machen, für die Jugendfürsorge waren Kindergärtnerinnen und Lehrerinnen zugelassen, zur Wirtschafts- und Berufsfürsorge Absolventinnen der höheren Handels- oder einer Haushaltschule. Daneben war es möglich, mit Abitur und einem anschließenden praktischen Jahr oder nach Abschluss einer zweijährigen Frauenschule die Wohlfahrtsschule zu besuchen (Kuhlmann 2000, S. 162). Der theoretische Unterricht war danach einheitlich.

¹¹ Dieses und die folgenden Fotos sind aus dem Fotoalbum der Schule entnommen, welches sich im Besitz der Hochschule befindet.

¹² Die Prüfungsordnung von 1918 (noch in der Monarchie entstanden) war den Frauenschulen zu sehr auf Gesundheitsfürsorge und zu sehr als Hilfstätigkeit von männlichen Berufen ausgelegt gewesen, sodass sie in einer gemeinsamen Aktion ihre Anträge auf staatliche Anerkennung zurückgezogen hatten. Schließlich setzte die „Konferenz“ ihre Vorstellungen einer wohlfahrtspflegerischen Ausbildung im neuen Preußischen Wohlfahrtsministerium (dort war nun Helene Weber, ehemalige Leiterin der Kölner sozialen Frauenschule Ministerialrätin) durch.

Der Unterrichtsbetrieb in Bielefeld begann mit „freundlichst geliehenen Lehrplänen aus Kaiserswerth und der katholischen Wohlfahrtsschule in Münster (Cordemann 1963, S. 281).

Cordemann war zunächst die einzige hauptamtliche Dozentin, daneben lehrte eine Oberärztin aus Bethel, eine promovierte Politikwissenschaftlerin aus einem städtischen Sozialamt, ein Jugendrichter, drei Bielefelder Pastoren sowie eine Studienrätin. Pastor Niemöller unterrichtete das Fach „Innere Mission“. 1928 wurde wegen der zunehmenden Schülerinnenzahl Dr. Marie Lühmann zusätzlich als hauptamtliche Dozentin eingestellt (Lühmann schied 1938 wieder aus, um die Leitung einer NSV-Schule zu übernehmen, ebd., S. 262 und 292).



Kuratorium von 1927 mit den ersten 15 Schülerinnen, den nebenamtlichen Dozent_innen und der Leiterin Margarete Cordemann (2. R. v. u. 3. v. r.)

Cordemann prägte die Schule in den folgenden Jahrzehnten mit ihrer Auffassung von evangelischer Frauenhilfe. Von öffentlichen oder nicht-konfessionellen Trägern, aber auch zum evangelischen Frauenbund grenzte sie sich ab. Die Frauenhilfe in Westfalen richtete sich – so schrieb sie in der Festschrift zum 25jährigen Bestehen 1931 – an Familien, aber auch an die „kranke Jugend“ (Frauenheime) wie an die „gesunde Jugend“ (Schulungsarbeit). Die Aufgabe ihrer Absolventinnen sah sie darin, gegen die „Auflösung“ von Familien zu arbeiten, die „Familienfrauen“ zu stützen (aber nicht zu sehr zu entlasten) und sie geistig zu „führen“ (zit. n. Mentner 1998, S. 146).

In ihrer Autobiographie von 1963 beschrieb Cordemann mit pathetischen Worten das Ziel einer evangelischen Wohlfahrtspflege im Allgemeinen: Sie helfe der Hausfrau und Mutter *„unter den Umständen des modernen Lebens, die Hüterin der ‚heiligen Herdflamme‘ zu sein und die Wärme zu verbreiten, ohne die die Kinder nicht gedeihen können und auch der männlichste Mann verkümmert und verwildert.“* Die Familie hielt sie für eine „von Gott gewollte Ordnung“ (Cordemann 1963, S. 167 und 281). Die evangelische Fürsorgerin sollte sich auf die familienfürsorgerische Tätigkeit konzentrieren in dessen Zentrum sie die Gesundheitsfürsorge sah. Da hier sichtbare

Verbesserungen (z.B. bei der Behandlung von Spulwürmern¹³) erzielt werden könnten, werde das Vertrauen der Familien erreicht. Damit würden sie für erzieherische Belehrungen geöffnet. Auch trage diese Fürsorge am wenigsten den „Armeleutecharakter“, weil auch reiche Familien nach der Geburt eines Kindes besucht würden.¹⁴

Trotz ihrer konservativen Haltung über die Aufgaben von Frauen im Allgemeinen, war sie doch stark engagiert, wenn es um die berufliche Sozialarbeit ging. So empörte sie sich bspw. über die fehlende Besoldung von Jahrespraktikantinnen und die Tatsache, dass Männer Sozialgesetze und -ordnungen verfassten, ohne von der Praxis etwas zu verstehen:

„Wenn die Hochgestellten der Wohlfahrtspflege sich wenigstens dafür interessieren würden, was die Fürsorgerinnen über ihre Eindrücke zu berichten wissen!“ (ebd., S. 170)

Auch über die Doppelmoral im Umgang mit Prostituierten entrüstete sie sich: sie würden von Zuhältern, Vermietern und Freiern ausgebeutet und starben oft zu früh an Lungenkrankheiten, weil die Ärzte nur auf Geschlechtskrankheiten untersuchten (ebd., S. 300).

Die Ausbildung an der Schule für Wohlfahrtspflege war durchaus auch für angehende Familienmütter, insbesondere Pfarrfrauen gedacht. Sorgfältig führte Cordemann in ihren Lebenserinnerung Buch über alle, die „zum Heiraten kamen“. Dies sei nur einem Viertel aus den ersten Bielefelder Jahren „gelungen“, da viele Altersgenossen im Krieg gefallen seien (ebd., S. 290).

Die Schule hatten einen familiären Charakter. Feste und Wanderungen sowie Exkursionen zu evangelischen Anstalten wurden gemeinsam mit den drei jeweils stattfindenden Kursen begangen. Im Herbst wurden zu den anfänglichen 15 noch 8, zu Ostern 1928 weitere 23 und 1929 dann 32 neue Schülerinnen aufgenommen. Nach der staatlichen Anerkennung 1928 übernahm das Ministerium ein Drittel der Ausbildungskosten, ein weiteres Drittel kam durch Schulgelder zusammen und den Rest (jährlich ca. 10.000 Reichsmark) finanzierte die Westfälische Frauenhilfe. Auch gab es von Seiten des Ministeriums Stipendiengelder für Schülerinnen (ebd., S. 291).

¹³ In dem Bericht einer Altschülerin über ihren Einsatz auf dem Land berichtete diese von einer Familie, in der diese Würmer bei den Kindern bereits auf dem Rücken zu finden waren. (Fotoalbum 3)

¹⁴ Jedenfalls war die Düsseldorfer Familienfürsorge so organisiert. Diese arbeiteten mit 1200 ehrenamtlichen Helferinnen zusammen (Cordemann 1963, S. 174 und S. 235.)

1.3 Der Umzug nach Gelsenkirchen 1930

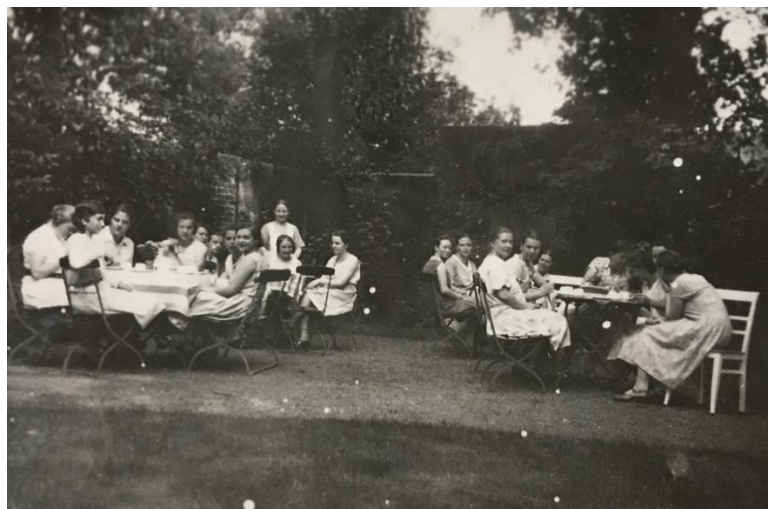
Anlässlich einer Praktikantinnenbesprechung machte der Stadtmedizinalrat Dr. Friedrich Wendenburg¹⁵ aus Gelsenkirchen Cordemann Ende 1928 den Vorschlag, die Schule nach Gelsenkirchen zu verlegen, da er sehr an einer engeren Zusammenarbeit interessiert war. Er stellte nicht nur ein Schulgebäude mit Wohnheim in Aussicht, sondern auch, dass alle städtischen Wohlfahrtseinrichtungen Praktikantinnen nehmen würden. Cordemann war von den Reformaktivitäten Wendenburgs in allen Bereichen der Fürsorge, besonders in Bezug auf Arbeitslose, sehr beeindruckt und wünschte sich eine engere Zusammenarbeit. Nach Rücksprache mit den Vorgesetzten, der Soester Dienststelle und Pastor Niemöller, entschied sie sich für den Umzug. Dies auch, weil in Bielefeld wenig Praxis- und Arbeitsstellen zu bekommen waren und das CVJM-Heim zu eng wurde (Cordemann 1963, S. 298). Der Bielefelder Stadtverband war alles andere als einverstanden, zumal im Kuratorium der Umzug nicht diskutiert worden war. Er konnte aber nichts gegen den Entschluss Cordemanns ausrichten, da auch Zoellner für die Verlegung war. Er versprach sich einen Einfluss auf das Ruhrgebiet, in dem sonst die Arbeiterwohlfahrt dominieren oder eine kommunale Schule errichtet werden könnte (Mentner 1998, S. 178).

Zum Schuljahr 1930/31 zog die Schule in ein ehemaliges Amtshaus und eine ehemalige Sparkasse in der Knappschaftsstrasse 4 in Gelsenkirchen. Dort konnte sie über 40 Räume verfügen: zwei Klassenräume, einen Raum für die nun angegliederte Mütterschule, Büro, Direktorinnenzimmer, Speisesaal, Schülerinnenwohnzimmer sowie Wohnungen für Cordemann, Lüthmann und 20 Internatsschülerinnen (die anderen waren Fahrschülerinnen im Umkreis von Dortmund, Duisburg, Essen, Haltern, Witten oder Hagen). Zum Haus gehörte eine Kapelle und ein Garten, die Möbel und Teppiche wurden mit „Rücksicht auf die graue Stadt“ farbig gestaltet (Cordemann 1963, S. 302). Auch Besuche beim FC Schalke 04 gehörten nun zum Ausflugsprogramm.

¹⁵ Zu Wendenburg gibt es einen Eintrag im Gelsenkirchen-Wiki: https://www.gelsenkirchener-geschichten.de/wiki/Friedrich_Wendenburg



Aus der Broschüre um 1930, Klassenzimmer, Internatszimmer, Speisesaal



Erste staatliche Prüfung 1929

Im Garten des Internats

Das Spektrum der Tätigkeiten der Schule erweiterte sich. Cordemann sprach rückblickend davon, es sei eine Art Settlement nach dem Vorbild Jane Addams entstanden (was aber sicher zu hoch gegriffen war und fachpolitisch auch anders bewertet werden muss). Im Haus angestellt wurde eine Wohlfahrtspflegerin, Sophie Keller, die hauptberuflich sechswöchige Mütterkurse in den Bereichen Kranken- und Säuglingspflege, Kochen, Schneidern, Erziehungslehre und Handarbeit durchführte. Teilnehmerinnen kamen aus der Gelsenkirchener Frauenhilfe, die 9000 Mitglieder hatte, aber auch aus anderen umliegenden Städten. Die Kurse waren immer voll. Daneben gab es einen Kinderkreis für 12-15jährige Mädchen, in dem die künftigen Gemeindehelferinnen Religionsunterricht gaben und einen Altenkreis mit Bibelarbeit (Kinder- und Großmütterkreis). Auch erhielten Vereins- und Bezirksleiterinnen der Frauenhilfe Schulungskurse in Gelsenkirchen und die Schule organisierte „Bezirksfrauenfreizeiten“.¹⁶

Daneben beteiligte sich die Schule gemeinsam mit der katholischen Schule in Münster und dem staatswissenschaftlichen Institut unter dem Vorsitz von Prof. Dr. Heinrich Weber, an Fortbildungskursen für berufstätige Wohlfahrtspflegerinnen, an der „Sozialen Frauenakademie Münster („Sofra“). Eine Stelle als wissenschaftliche Hilfsarbeiterin wurde vom preußischen Wohlfahrtsministerium bezahlt und mit einer ehemaligen Schülerin besetzt. Die Vorlesungen und Arbeitsgruppen fanden an den damals für Fürsorgerinnen freien Mittwochnachmittagen 14-tägig in Münster, Gelsenkirchen, Hagen und Bielefeld statt. Insbesondere ging es hier um neue Sozialgesetzgebungen, z.B. das 1927 erschienene „Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten“. 1933 wurde diese Arbeit eingestellt und auch nach 1945 nicht wieder aufgenommen, was – so Cordemann – eine zweite Enttäuschung war, da sie die Fortbildung dringlich fand.¹⁷

¹⁶ Cordemann urteilte rückblickend über das Milieu der „Vereinsdamen“, sie hätten alle zu „gewissen Schichten des deutschen Bürgertums“ gehört, die „im gesicherten Besitz wurzelnd und ihren häuslichen Pflichten von zuverlässigen Hausgehilfinnen entlastet“, eine „hohe Geistesbildung“ erworben hätten (Cordemann 1963, S. 312 f.).

¹⁷ Ebd., S. 316.



Aus dem Schul- und Freizeitleben der Schülerinnen in den 1930er Jahren

Die Schule verstand sich nicht nur als Ausbildungsstätte, sondern wollte auch „persönlichkeitsbildend“ sein und „Gesinnungspflege“ betreiben. Cordemann übte daher großen Einfluss auf das Privat- und Freizeitleben der Schülerinnen aus.¹⁸ Cordemanns Nachfolgerin, Sigrid Willemsen, charakterisierte Cordemanns Einfluss wie folgt: „*Sie hatte die Zügel fest in der Hand. Sie war sehr eigenwillig, plante, baute auf, veränderte in großer Selbständigkeit.*“ (Willemsen 1972, zit. n. Mentner 1998, S. 163). Von den Schülerinnen verlangt sie Hingabe und Dienst, unbedingte

¹⁸ Mentner 1998 (S. 163) beurteilte die Schule sogar als eine „totale Institution“ (was angesichts der ursprünglichen Bedeutung des Begriffes von Erving Goffman ev. etwas übertrieben ist).

Selbstdisziplin. Gebetet wurde morgens: „*Lasset uns abtun, was uns träge macht, lasset uns laufen mit Geduld in den Kampf, der uns verordnet ist.*“ (nach Willemsen 1997, S. 2).

1.4. NS-Zeit

Die Machtübergabe der konservativen Parteien an Adolf Hitler und die NS-Partei 1933 wurde von Cordemann und – möglicherweise auch ihren Schülerinnen – begrüßt. In den Mitteilungen der evangelischen Wohlfahrtsschule von 1933 schrieb sie, es sei nun ein „Höhepunkt der Zeitenwende“ besonders in der Wohlfahrtspflege zu erwarten und drückte die Hoffnung aus, das deutsche Volk möge wieder „aufwärts geführt“ werden:

„Es ist keine Frage, daß hier vieles von der Arbeit, die auf den geistigen und organisatorischen Grundlagen der Weimarer Demokratie erbaut war, mit dieser zusammenbrechen muss. Alles das muss zusammenbrechen, was darauf hinauslief, den Menschen Verantwortung zu nehmen, was ihn träge und unfähig und unwillig machte, sich in der Not selbst zu helfen. (...) (A)n die Stelle der alten muss eine neue, echte Sozialpolitik treten, die den Menschen wieder mit den Urkräften, mit dem Boden, mit der Scholle in Berührung bringen, mit Gottes Schöpfung selbst und seiner heiligen Ordnung.“ (Mitteilungen der evangelischen Wohlfahrtsschule 1933, 5. Jg., S. 3)

Die Begeisterung, die sie hier ausdrückt, ist auch in den von ihr geführten Fotoalben zu sehen. Im zweiten Band (1930-1937) findet sich 1933 ganzseitig ein Foto von Adolf Hitler mit der Unterschrift „30. Januar 1933“.



Aus dem Fotoalbum 1933: Adolf Hitler



Erinnerungskarte Tag von Potsdam

Auf der folgenden Seite ist ein Foto vom feierlichen „Staatsakt der Regierung der deutschen Freiheitsbewegung vom 21.3.1933“ eingeklebt. Handschriftlich darunter befindet sich folgendes:

“Anfang Februar 1933 bekamen wir unseren Rundfunkapparat. Tag für Tag fanden sich nun Dozentinnen, Schülerinnen und Angestellte im Wohnzimmer, wo er aufgestellt war, zusammen und lauschten mit Andacht, Spannung und Begeisterung den Nachrichten. Am Tage von Potsdam hatten wir im festlich geschmückten Speisesaal Gemeinschaftsempfang für die gesamte Schule.“ (Fotoalbum 2, o.S.)

Auch rückblickend beschrieb Cordemann 1963 das Verhältnis der Schule zum NS verharmlosend:

“Natürlich (sic C.K.) haben wir uns bemüht, korrekt im Sinne des Regimes zu unterrichten, und auch Kontakte mit der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt haben wir sorgfältig gepflegt. Ich muss den verantwortlichen Sozialarbeitern in der N.S.V¹⁹ und später auch des Reichsmutterdienstes und der Deutschen Arbeitsfront das Zeugnis ausstellen, daß sie innerhalb des von mir zu übersehenden Arbeitsbereichs praktisch keine Arbeit getan haben, die ich als Leiterin einer evangelischen Wohlfahrtsschule gewissenmäßig nicht hätte billigen können.“ (Cordemann 1963, S. 317)

Die Schule wurde umbenannt in „Soziale Frauenschule für Volkspflege der Westfälischen Frauenhilfe“. Im Fach „Volkspflege“ wurde nun auch „Rassenkunde“ gelehrt.



**Tagungsplan der Bezirksfrauenfreizeit
in der Sozialen Frauenschule Gelsenkirchen
16. August bis 1. Oktober 1937**

Thema: Der 1. Glaubensartikel

Montag:

- 10 Uhr: Ankunft und Anmeldung im Büro der Schule, Frühstück.
- 10½ Uhr: Anfangsgottesdienst in der Kapelle der Schule. Begrüßung und Einführung in Sinn und Zusammenhang der Freizeit.
- 11 Uhr: Einrichtung und Hausbelebung.
- 13 Uhr: Mittagessen. – Mittagsruhe.
- 15½ Uhr: Kaffeetrinken.
- 16 Uhr: Arbeitsgemeinschaft: Vorbildliche Orundlegung des Themas: **Wort, der Schöpfer der Natur.** Dazu betonen wir die Schöpfungsgeschichte nach 1. Mos. 1 und das Selbstzeugnis Gottes darüber nach Job, Kap. 38 und 39, sowie Jesu Worte aus der Bergpredigt Matth. 6, 25–34.
- 17½ Uhr: Spaziergang.
- 19 Uhr: Abendessen.
- 20 Uhr: Singabend.
- 21½ Uhr: Abendandacht in der Kapelle.
- 22 Uhr: Schlafengehen.

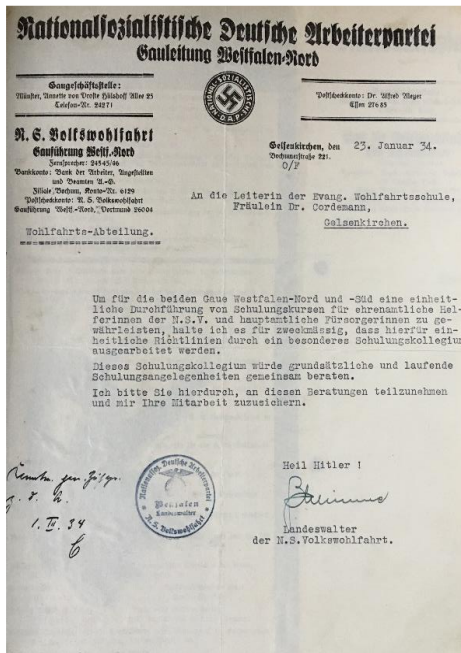
Dienstag:

- 7¼ Uhr: Wecken.
- 8 Uhr: Kaffeetrinken.
- 8½ Uhr: Andacht in der Kapelle.
- 9 Uhr: Arbeitsgemeinschaft: Vorbildliche Orundlegung zu dem Thema: **Wort, der Ober der Ordnung: Die Tatsache der Erschaffung der Welt in der Ordnung der 7 Wodentage, die Einleitung des Sonntag nach 1. Mos. 1, 2. Das Wesen des Sonntagsheiligung: 2. Mos. 31, 12–17, das Sabbatjahr: 3. Mos. 25, 1–7, Jesus, der Herr des Sabbats: Matth. 12, 1–14.**
- 10½ Uhr: 2. Frühstück.
- 11–12 Uhr: Arbeitsgemeinschaft: **Der Sonntag im Wandel der Zeiten. Sabbat oder Sonntag? Wäßer ohne Sonntag.**
- 13 Uhr: Mittagessen. – Mittagsruhe.
- 15½ Uhr: Kaffeetrinken.
- 16 Uhr: Arbeitsgemeinschaft: **Der Sonntag in der Gegenwart. Orientierung über Sonntagsruhe. Sitten der Sonntagsheiligung.**
- 17 Uhr: Singen.
- 18 Uhr: Spaziergang.
- 19 Uhr: Abendessen.
- 20 Uhr: Abendunterhaltung.
- 21½ Uhr: Abendandacht.
- 22 Uhr: Schlafengehen.

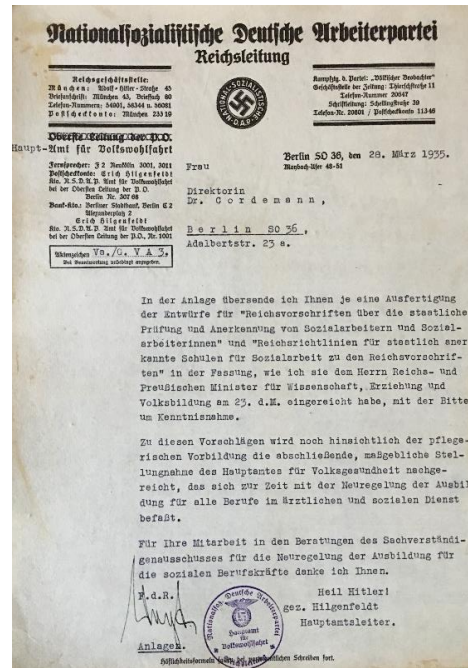
¹⁹ Die NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) war der von der NS-Partei gegründete „Wohlfahrtsverband“, der in der Liga der freien Wohlfahrtsverbände die Führung übernahm (Kuhlmann 1989, S. 149ff.).

Luftschutzübung in der Schule 1936

Bezirksfrauenfreizeit 1937



Mitarbeit an NSV-Schulungskursen 1934



Dank Hilgenfeldts an Cordemann für die Mitarbeit im Sachverständigenausschuss für die nationalsozialistische Neuordnung der Ausbildung für soziale Berufskräfte 1935

Examen 1938, Prüfungsthemen des Staatsexamens:

Gruppe I: Die Mitwirkung der Gesundheitsfürsorgerinnen bei der erb- und rassekundlichen Aufklärung der Bevölkerung

Gruppe II: Der Gedankengang des Reichsjugendwohlfahrtsgesetzes unter Berücksichtigung der Forderung einer Neuordnung des Jugendrechtes

Gruppe III: Die Aufgaben der Deutschen Arbeitsfront im nationalsozialistischen Gemeinwesen

„Von den Absolventinnen in der Gesundheitsfürsorge gingen 8 von 10 in eine Kreisamtsleitung des NSV, aus der „Jugendvolkspflege“ 5 von 11. Und in der Wirtschafts- und Berufsfürsorge gingen 4 von 14 zur NSV oder zum RAD, der Rest in Arbeitsämter und in die Werkspflege (Zechen, Spinnereien, Hösch)“ Fotoalbum 3

Prüfungsthemen 1939:

Die Frage der Erfassung auf den verschiedenen Gebieten der Gesundheitsfürsorge, Die Jugend im Strafrecht, Das Jugendschutzgesetz im Rahmen der nationalsozialistischen Jugenderziehung (ebd.)

Ab 1938 bemühte sich die NS-Partei und mit ihr die NSV reichsweit, konfessionelle Einrichtungen zu übernehmen, auch die Schulen für Volkspflege.

Wendenburg war 1938 nicht wiedergewählt worden und verließ Gelsenkirchen. Die Stadtverwaltung kündigte kurzfristig der Schule den Mietvertrag, um die Gebäude der NSV zu überlassen. Diese trat nun an Cordemann heran und bat sie, die Leitung zu übernehmen, was sie nach eigenen Worten „in Versuchung“ führte, weil ihr in Aussicht gestellt wurde, die Schule zu einer reichsweiten Mustereinrichtung zu machen. Man muss ihr anrechnen, dass sie das Angebot ablehnte, obwohl ihre Vorgesetzten sie nicht aufforderten zu bleiben. Aber „fast alle Dozenten außer den geistlichen“ verließen dann nach und nach die Schule wie auch einige Schülerinnen (Cordemann 1963, S. 322).



Gemeindehaus Schalke



Wilhelminenstrasse

Die evangelische Schule zog in der Folge mehrmals um. Zunächst in ein Gemeindehaus in Gelsenkirchen-Schalke, dann in die Wilhelminenstrasse.²⁰

Cordemann schreibt in ihrer Biografie erstaunlich wenig über die konkrete Arbeit der Schule und ihrer Schülerinnen in der NS Zeit – anders als in den Kapiteln zuvor, in denen sie ausführlich und konkret berichtet. Detaillierter wird ihre Erzählung erst in Bezug auf die letzten Kriegsjahre, in denen es vor allen Dingen um Bombenangriffe geht. Blockleiter der Partei seien gerne in ihren Schutzkeller gekommen, auch oder gerade, weil dort gebetet worden sei. Das Haus in der Wilhelminenstrasse wurde durch Bomben zerstört und die Schule zog zum vierten Mal um. Der Unterricht fand

²⁰ Hier gab es wieder etwas mehr Platz. (drei Klassenzimmer, ein Büchereizimmer, ein Schlafzimmer, Wohnzimmer und Büro der Leiterin sowie fünf (statt früher 20) Internatszimmer, Küche- Speise- und Wirtschafterinnenzimmer.

teilweise im Luftschutzkeller statt, auch Prüfungen wurden dort abgehalten (Willemsen 1997, S. 2).

Ein erschütterndes Bild von Cordemanns Haltung zu Adolf Hitler und von ihrer politischen Naivität liefert ihr rückblickender Bericht über eine „Gedenkstunde“, die sie bei Nachricht von Hitlers Tod vor den zusammengerufenen Schülerinnen abhielt. Sie habe gesagt, es dürfte „nicht sein..., daß dieser Mann keine Fürbitte erhalte.“ Sie hielt alle an für ihn zu beten, „jetzt hier gemeinsam und danach jeder für sich.“ Sie stelle es sich so vor, „daß Gott ja im Nachhinein ... auch wohl den Toten Adolf Hitler annehmen könne, in dem er den Zeitablauf einfach umdrehte.“ Sie wisse, dies sei keine Theologie, aber darauf sei es ihr im „*Erschüttertsein vom Geschehen jener Tage*“ nicht angekommen. Sie betonte weiter, sie wolle sich für alle verwenden, die „in aufrichtigem Idealismus in der nationalsozialistischen Volkswohlfahrt, der Deutschen Arbeitsfront und dem Reichsmütterdienst gedient hätten“ und nun wohl demnächst „ihre Stellen verlieren würden.“ Unverständlich fand sie auch 1963 noch, dass sie jemand wegen dieser Gedenkfeier „hat hereinlegen wollen“, jemand der „sich selbst zu den Hütern der wortgetreuen Frömmigkeit“ rechnete und an „Feindesliebe hätte denken können“. Und sie beschwerte sich, dass „wohl manche Schwierigkeiten, die nach dem Krieg der Durchführung meiner Aufgaben entgegenstanden, auf das Übelwollen gewisser Stellen zurückzuführen (sei), die sich gern auf die Hitlergedenkfeier, die ihnen gemeldet worden war, zurückbesonnen“ (Cordemann 1963, S. 352).

Exkurs: Einschätzung der politische Haltung Cordemanns in der NS-Zeit

Tatsächlich ist erschütternd, dass Cordemann noch 1963 nicht begriffen hatte, worin der Skandal bestand, eine Gedenkfeier für Hitler als Täter und nicht für die vielen Opfer der NS-Zeit zu halten. Fast zwanzig Jahre nach dem Ende der NS-Diktatur ist in ihrem Werk keine Distanzierung vom NS-Gedankengut zu finden. Es ist auch keine Rede von verfolgten jüdischen oder sozialdemokratischen Kolleg_innen, kein Wort zum Holocaust und anderen Verbrechen wie den Zwangssterilisierungen (kritisch dazu auch: Kappeler 2018, S. 39). Dafür entlastende Worte in Richtung von „edlen“ Gauamtsleitern oder NSV-Mitarbeiter_innen, die eine gute Arbeit getan hätten.

Auch ihre Nachfolgerin, Sigrid Willemsen sah noch 1998 keinen Anlass sich von ihrer Haltung in der NS-Zeit und danach zu distanzieren, sondern lobte im Gegenteil in ihrem Eintrag im „Who is who“ der Sozialen Arbeit lediglich, Cordemann sei es gelungen, die Schule in der NS-Zeit „trotz Anfeindungen“ und ohne Unterbrechung weiterzuführen (Willemsen 1998, S. 128).

Im selben Jahr erschien allerdings auch ein Beitrag von Regina Mentner zur Geschichte der Schule und zu Cordemann als Person, in dem ihre Einstellungen wie folgt charakterisiert wurden: sie habe sich ausgezeichnet durch eine paternalistische

und antiliberaler Haltung, einen biologistischen Sprachgebrauch und politische Naivität. Sie habe auch rückblickend eher Partei für die Täter (als „gefallene Größen“) genommen, als für die Opfer (Mentner 1998, S. 184). Insgesamt so urteilte Mentner weiter, weist Cordemanns Verständnis von Wohlfahrtspflege eine Kontinuität von den 1920ern in die 1950er auf. Cordemann musste ihre Vorstellungen nicht ändern, da es in wesentlichen Punkten Überschneidungen mit der NS-Volkspflege gab. Dieser Einschätzung ist hier nichts hinzuzufügen, außer dass es weiter notwendig ist, die Kontinuitäten und die Mittäterschaft an Menschenrechtsverletzungen im Bereich der „Volkspflege“ benennen und aufzuarbeiten, denn zu „bewältigen“ im Sinne von „Erledigen“ ist dieser Teil der deutschen Vergangenheit nicht (Kuhlmann 2017, 2018).

1.5 Die Entwicklung von 1945-1960

Nach dem Krieg war Wendenburg nach Gelsenkirchen zurückgekehrt und verschaffte der Schule 1947 eine neue Unterkunft in der Schultestrasse. Auch dieses Haus war schwer bombengeschädigt und so mussten die Schülerinnen mithelfen, Steine zu klopfen und Mauern hochzuziehen. Zwei neue Lehrkräfte für Volkswirtschaft sowie Gesundheits- und Krankheitslehre wurden eingestellt. 1948 wurden wieder²¹ Männer in einem Sonderkurs aufgenommen, es erfolgte eine Umbenennung in „Soziale Frauenschule mit angegliedertem Männerlehrgang“. Der Unterricht fand weiter in Klassenverbänden statt, war aber getrennt mit der Begründung, die Männer bräuchten aufgrund ihrer „Kriegs- und Gefangenschaftserlebnisse ein anderes Eingehen auf ihre Situation“ (Willemsen 1997, S. 3).

Männer und Frauen kamen seit Beginn der Schule - so eine retrospektive Untersuchung der Schüler_innenkartei²² - vorwiegend aus der „unteren Mittelschicht“ (gemessen an den Berufen der Väter; Willemsen/Müller 1981a, S. 79). Allerdings war der Anteil der Schülerinnen, die aus den oberen Schichten kamen (insbesondere Pfarrers- und Lehrertöchter), doppelt so hoch, wie der der Männer, nahm aber in der Nachkriegszeit deutlich ab (ebd., S. 81). Die Sozialschule wurde tendenziell zunehmend auch von Angehörigen der „oberen Unterschicht“²³ besucht, was die Schule förderte (s. u.).

²¹ Bereits 1931 hatte es einen „Nachschulungslehrgang“ für männliche Wohlfahrtspfleger an der Schule gegeben (Fotoalbum Nr. 2).

²² Die Kartei umfasste 2243 Personen der Aufnahmejahrgänge 1927-1973, davon 648 Männer und 1595 Frauen. Die Hälfte hatte die „Wohlfahrtsschule“ besucht und jeweils ein Viertel die Fachschule und die Höhere Fachschule, der Anteil der Männer hatte dabei stetig zugenommen und war im letzten Jahrzehnt fast auf die Hälfte angewachsen. (Willemsen/ Müller 1981a, S. 32).

²³ Die Untersuchung bezieht sich hier auf das zeitgenössische Schichtenmodell und rechnet dieser Schicht Berufe wie niedere Angestellte, Gesellen oder qualifizierte Industriearbeiter zu (ebd. S. 79).

Der Kontakt zu den Ehemaligen wurde wie schon seit Beginn weiter gepflegt. Jedes Jahr am 1. Advent versammelten sich die „Altschülerinnen“ im Haus. 1954 ging Cordemann in den Ruhestand. Die Ärztin Sigrid Willemsen (1914-2014), bereits seit 1947 als Dozentin in der Schule tätig, wurde ihre Nachfolgerin



Sigrid Willemsen auf einem Schulfest in den 1950er Jahren und viele Jahre später

Zwei weitere neue Dozentinnen kamen hinzu: neben Dr. Eva Schmitz auch Else Funke²⁴, eine ehemalige Schülerin, die nun das neue Fach „Methoden der Sozialarbeit“ lehrte. Die Methodenausbildung wurde in den 1950er Jahren zum Inbegriff einer Professionalisierung und setzte zaghaft aber mit wachsendem Erfolg eine Abgrenzung von den autoritären Umgangsformen der Fürsorge der Vergangenheit in Gang. Casework – übernommen aus der US-amerikanischen und der niederländischen Literatur – wurde bundesweit zum neuen Kernfach (Kuhlmann 2013, S. 110 ff.).

Schon unter Cordemann hatte sich die Schule bemüht, auch junge Frauen aus der Arbeiterschicht zu gewinnen. Durch das Angebot von halbjährigen „Vorkursen“ verhalf ihnen die Schule zum Nacherwerb der mittleren Reife. Die Lehrkräfte der Schule unterrichteten hier Deutsch, Geschichte, Mathematik und Biologie. Eine ehemalige Schülerin, eine Bochumer Bergmannstochter, die von 1957-1959 diesen Vorkurs und danach die Sozialschule besuchte, erinnerte sich anlässlich der 70-Jahrfeier, bei Frau Dr. Willemsen habe man intensiv über den Körperbau eines

²⁴ Else Funke (1923-1990) hatte Berufserfahrungen im Jugendamt und war jahrelang berufspolitisch tätig: seit 1950 im Deutschen Berufsverband der Sozialarbeiter und Sozialpädagogen (DBS), von 1968 bis zu ihrem Tod dessen Vorsitzende. Sie war Redakteurin der Zeitschrift „Sozialarbeiter“ und arbeitet auch in anderen Fachzeitschriften mit. Daneben war sie Mitglied im Hauptausschuss des „Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge“. 1987 ging sie als Professorin in den Ruhestand. (<https://elsefunke-stiftung.de/wp-content/uploads/2019/06/Else-Funke-Dokumentenatation-18.06.19-NEU.pdf>, S. 39f.)

Regenwurms gesprochen, so intensiv, dass man „ihn hätte operieren können“ (Matern 1997, S. 1). Weiter erinnerte sie sich daran, dass zunächst eine Ausbildung als Kinderpflegerin gemacht hatte und anschließend in verschiedenen Heimen tätig war. In der Evangelischen Sozialschule habe eine angenehme Atmosphäre geherrscht, es habe nicht nur schulisches Lernen gegeben, sondern neben Vorlesungen hätten auch damals schon Seminare stattgefunden, in denen viel diskutiert wurde. Den Dozentinnen hätten die Schülerinnen nahegestanden und untereinander sei es sehr solidarisch zugegangen. Studienfahrten gingen nach London und Holland. Später wurde Waltraud Matern eine der ersten Sozialarbeiterinnen in der Psychiatrie und Mitglied der Psychiatrieenquete.²⁵ Insbesondere die Kenntnisse in Gesundheits- und Krankheitslehre, auch Sozialpolitik- und -gesetzgebung, vor allem aber auch die Methoden der Sozialarbeit habe sie im späteren Berufsleben gebraucht. Es habe sie befähigt psychosoziale Diagnosen zu stellen, Einzelhilfe und Gruppenarbeit durchzuführen. Mit diesen Methoden habe sie gegen die damaligen Missstände in der Psychiatrie (mangelnde Rechte, Ausbeutung als Haushaltskräfte, kein Familienkontakt etc.) ankämpfen können (Matern 2016, S. 28ff.).

In der Evangelischen Sozialschule bemühte man sich weiter um eine professionellere Ausbildung, auch um den Anschluss an die internationalen Entwicklungen wieder zu erlangen. Fallarbeit wurde ein wichtiger Bestandteil der Methodenlehre: an Beispielfällen wurden Hilfemöglichkeiten diskutiert. Dies sollte auch in künftige Lehrpläne aufgenommen werden.

Else Funke wurde Mitglied in der „Lehrfallkommission“ des Sozialministeriums in NRW (Willemsen 1997, S. 4). Auch in der Werksfürsorge, die ein wichtiger Praxisort der Schüler_innen war, wandelte sich der Arbeitsauftrag: aus der Familienfürsorge für Werksangehörige wurde eine Sozialberatung im Betrieb. Nicht nur Else Funke, auch Sigrid Willemsen²⁶ war in den 1950er Jahren an den Beratungen zu einer Ausbildungsreform im Arbeits- und Sozialministerium NRW beteiligt, welches den Vorsitz für bundesweite seit 1951 angestrebte Änderungen übernommen hatte. Sie wurden zuerst in NRW, dann aber in allen anderen Bundesländern umgesetzt (Amthor 2012, S. 495).²⁷

²⁵ Die Psychiatrieenquete von 1975 war ein wichtiger Meilenstein der bundesweiten Psychiatriereform.

²⁶ Dr. Sigrid Willemsen und Else Funke lebten viele Jahre gemeinsam in einem Haus in Hagen.

²⁷ Schon damals warnte eine der Beteiligten davor „Halbbildung zu züchten“ und „Pseudoakademiker zu entlassen“: „Besonders in den Männerschulen nennen sich die Männer heute schon Studenten, ihre Vereinigung ‚Studentenverband der Wohlfahrtsschulen‘. (...) Es kommt nun ... darauf an, aus all diesen wissenschaftlichen Disziplinen (des neuen Lehrplanes, C.K.) eine praxisgerechte Stoffauswahl zu treffen, eine praxisnahe ... dem Berufsziel dienende Auswahl, nicht nur in jedem einzelnen Fach, sondern auch in der Koordinierung der Fächer untereinander.“ (Oberregierungsrätin Meyers aus Düsseldorf, zit. n. Amthor 2012, S. 496)

Die veränderten Ausbildungsinhalte wirkten auch auf die Wahl der Arbeitsfelder der Absolvent_innen. Für die o. g. Studie wurden alle Ehemaligen der Wohlfahrtsschule/ Höhere Fachschule angeschrieben und nach den Arbeitsfeldern gefragt, in den sie beruflich tätig sind (Rücklauf 40%). Diese wurden geclustert in „Erziehung und Bildung (z.B. Vorschulerziehung, Jugendbildung, Heimerziehung), Beratung und Behandlung (Jugendfürsorge, Familienhilfe, Erziehungsberatung), Gesundheitshilfen und Rehabilitation (Gesundheitsfürsorge beim Gesundheitsamt, Hilfen für Behinderte und psychische Kranke/Suchtkranke), Resozialisation (Bewährungshilfe, weibliche Kriminalpolizei, Sozialarbeit im Vollzug), Beratung im Beruf (Werksfürsorge, Berufsberatung), Lehre (an Fachschulen/Religionsunterricht) und Sonstiges (z. B. „Nichtseßhaftenhilfe“, Alten- und Flüchtlingshilfe; Willemsen/Müller 1981a, S. 39). Bei der Auswertung stellte sie fest, dass insbesondere die Arbeit im Bereich der Gesundheitshilfe anteilig über die Jahrgänge zurückgegangen war, während andere Felder an Bedeutung gewannen:

„Die markanteste Änderung der Sozialarbeit vollzieht sich in den 50-er Jahren nach Einführung der Methoden der Sozialarbeit. Das Arbeitsfeld „Beratung und Behandlung“ wird das sowohl von Männern wie von Frauen auffallend bevorzugte Arbeitsfeld.“ (ebd., S. 71)

1959 wurde im Bereich der Ausbildung die Trennung in Gesundheits-, Jugend- und Wirtschaftsfürsorge aufgehoben und die Ausbildung zum Sozialarbeiter/ Sozialpädagogen (sic.! ohne „in“) auf drei Jahre mit anschließendem Berufspraktikum verlängert. Aus der „staatlich anerkannten Ausbildungsstätte für Sozialberufe“ wurde die „Evangelische Sozialschule der Westfälischen Frauenhilfe - Staatlich genehmigte Höhere Fachschule für Sozialarbeit“.

Die Absolventinnen erlangten nun auch (wenn sie Verwaltungslehre im Stundenplan hatten) die Befähigung zum gehobenen Dienst – ein wichtiger Schritt in Richtung Aufstiegschancen im sozialen Beruf. Die Verlängerung der Ausbildung brachte aber räumliche Not in Gelsenkirchen, da mehr Unterrichtsräume gebraucht wurde. Die Stadt Bochum bot in dieser Situation einen Bauplatz an, der Vorstand der Frauenhilfe stimmte zu. Zuschüsse von Staat und Kirche wurden gewährt und an der Immanuel-Kant-Straße 18-22 rollten die Bagger an.

1.6 Vom Umzug nach Bochum 1960 bis zur Eröffnung der Fachhochschule 1971

Wieder mussten die Schülerinnen und Schüler beim Umzug und bei der Einrichtung mithelfen: die Frauen nähten die Gardinen und die Bettdecken für das Internat. Sie sorgten auch für die erste Grundreinigung. Ein Schüler - im Erstberuf Elektriker - verlegte mit Hilfe der Kommilitonen - die Leitungen. Das Lehrkollegium erweiterte sich erneut.



Neubau in Bochum 1960

STADT BOCHUM

AMT FÜR VERKEHRS- UND WIRTSCHAFTSFÖRDERUNG

An die
Sozialschule

Bochum
Immanuel-Kant-Straße

Verordnungsgebäude
Haus des Arbeiters
Massebergstraße/Ecke Ostling

Zimmer 309

Telefon 699 3577

Fernschreiber 182870

Konten der Stadtkasse
Städt. Sparkasse und bei
allen Bochumer Banken
Postfachamt Dortmund 19437

Ihr Zeichen -- Ihr Schreiben vom -- Mein Zeichen (Bei Antwort angeben) 80 0 Tag 5. Okt. 1960

Betreff: Stadtpläne

Sehr geehrte Frau Direktorin!

Auf Anregung der Stadt, Frau Böttner über-
sende ich Ihnen 25 Stück Stadtpläne für Ihre
Lehrkräfte, die mit dem Bochumer Stadtgebiet
noch nicht vertraut sind. Vielleicht ist es
ratsam, für einen Ihrer Räume 2 Pläne an-
einander kleben zu lassen, damit ein Gesamt-
plan zur Orientierung zur Verfügung steht.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Der Oberstadtdirektor

Willkommensgruß der Stadt



Kapelle/Aula

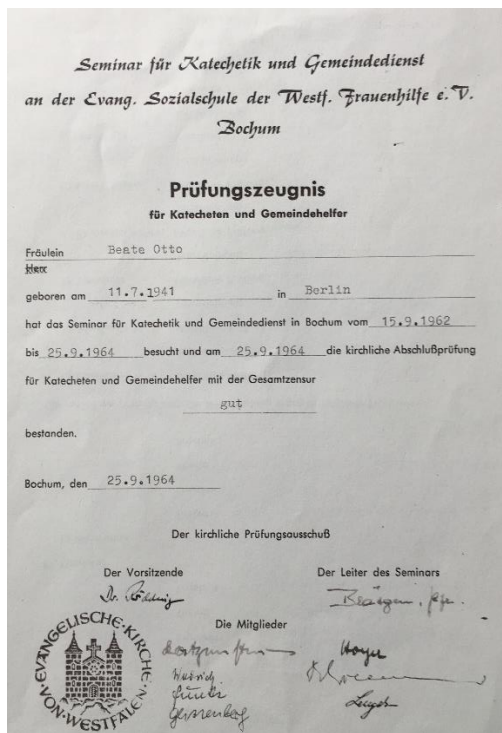


Foyer



Gertrud Wodrich, erste Leiterin und die Bibliothek des Seminars für Katechetik/ Gemeindedienst

1960 verselbständigte sich der kirchliche Kurs als „Seminar für Katechetik und Gemeindedienst“. Die Leitung übernahm die Theologin Gertrud Wodrich, die 27 Jahre in der Mission in China tätig gewesen war (Willemsen 1997, S. 5).



Die schriftlichen Prüfungsarbeiten hatten folgende Themen und Ergebnisse:

A) Hausarbeiten	
1.) Bibellkunde:	Thema: <u>Anlegung von Daniel 7</u>
AT	Ergebnis: <u>recht gut</u>
2.) Systematik	Thema: <u>Die Einheit der Kirche</u>
	Ergebnis: <u>gut</u>
B) Klausuren	
1.) Bibellkunde:	Thema: <u>Das Osterzeugnis des Paulus</u>
BT	Ergebnis: <u>recht gut</u>
2.) Kirchengeschichte	Thema: <u>Der Katholizismus im 13. Jahrhundert</u>
Kirchengeschichte	Ergebnis: <u>gut</u>
Die mündliche Prüfung und die Jahresleistung ergaben folgende Prädikate:	
1.) Bibellkunde A. T.	Mündliche Prüfung: <u>gut</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
2.) Bibellkunde N. T.	Mündliche Prüfung: <u>gut</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
3.) Systematik	Mündliche Prüfung: <u>gut</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
4.) Kirchengeschichte	Mündliche Prüfung: <u>gut</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
5.) Innere Mission	Mündliche Prüfung: <u>-</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
6.) Psychologie	Mündliche Prüfung: <u>-</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
7.) Pädagogik	Mündliche Prüfung: <u>-</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
8.) Jugendhilfe	Mündliche Prüfung: <u>recht gut</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
9.) Katechetik und Unterrichtsgest.	Lehrprobe: <u>recht gut</u>
	Jahresleistung: <u>gut</u>
10.) Musik:	Jahresleistung: <u>gut</u>

Zeugnis des Seminars für Katechetik und Gemeindedienst, freundlich überlassen von der Prüfungskandidatin

1968 sorgte auch in Bochum für „Unruhe“. Willemsen schrieb rückblickend:

„Uns war es erst schwer begreiflich, daß in Frage gestellt wurde, was wir nach dem Krieg aufgebaut hatten, als wir meinten, den nachfolgenden Generationen eine bessere Welt zu vermitteln. (...) Unser Bemühen, in der Sozialarbeit Nöte zu beheben ...sahen sie an als ein Mittel, gesellschaftliche Zustände ... zu befestigen, die sie gerade angriffen ...“. In dem „brodelnden Haufen“ seien die Steiger, die auf Sozialarbeit umschulten, „stabilisierende Faktoren“ gewesen (ebd., S. 6).

Manfred Kappler, der – aus dem Handwerk kommend - in den 1960er Jahren an der Höheren Fachschule in Bochum seine Umschulung zum Sozialarbeiter machte, gehörte zu denen, die Willemsen vielleicht dem „brodelnden Haufen“ zugerechnet hätte. Besonders, dass ein NS-Psychologe und SA-Mann (Gerhard Pfahler) noch Gastvorträge zum Thema „Vererbung“ hielt und dass ein Dozent aus dem Gelsenkirchener Gesundheitsamt dazu riet, Hausbesuche mit Handschuhen und Gummistiefeln zu machen, um nicht dreckig zu werden, erinnert er mit berechtigter Empörung (Kappeler 2018, S. 39f.).

Willemsen würdigte in ihrem Rückblick auf 10 Jahre Wohlfahrtsschule/FB I, es hätte in dieser „belastenden Zeit“ durch die Proteste doch ein „Neuüberdenken“ gegeben. 1968 im Juni fand die erste Dozentenkonferenz mit Studentenvertretern statt, in der es auch um Inhalte und Formen des Unterrichtes ging (Willemsen 1997, S. 6).

Ende der 1960er Jahre wurde auf Bundesebene die Akademisierung von Höheren Fachschulen geplant – zunächst jedoch nur in Bezug auf die Ingenieurs- und Wirtschaftsschulen. Es bedurfte eines Einsatzes der Konferenz der Wohlfahrtsschulen und der Wohlfahrtsverbände auf Bundes- und Landesebene, an dem wieder auch Willemsen und Funke beteiligt waren, um zu erreichen, dass die Schulen auch im Fachhochschulgesetz aufgenommen werden: „Ich kann die Hearings nicht zählen, in denen wir unser Anliegen vorbrachten“ (ebd.). Die Höheren Fachschulen wären ohne die Aufnahme in das Gesetz zu einfachen Fachschulen degradiert worden. Als das Ziel der Aufnahme erreicht war, sah sich die westfälische Frauenhilfe mit der Gründung einer Fachhochschule allerdings überfordert. Zunächst übernahm am 1.1.1970 die westfälische Landeskirche die Höhere Fachschule, später gründete sie gemeinsam mit der rheinischen und lippischen Landeskirche die neue Fachhochschule. Im Hintergrund standen kirchenpolitische Überlegungen im Rahmen des Diakonisches Werkes der EKD, die Höheren Fachschulen in allen Bundesländern in Fachhochschulen umzuwandeln, um perspektivisch professionelles Personal für diakonischen Einrichtungen zu gewinnen.²⁸

So wurde die Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe (im Folgenden EFH) am 1.8.1971 mit einer zentralen Verwaltung in Bochum gegründet. Das angeschlossene Internat wurde aufgelöst – auch um „den eigenen Studierenden ein Privatleben zuzubilligen und die letzten Relikte eines Hausvaterprinzips aufzulösen“ (Willemsen nach Kehlbreier 2008, S. 4).

²⁸ Der Rat der EKD befürwortete nach intensiver Debatte am 23.4.1969 die Einrichtung kirchlicher Fachhochschulen (Kehlbreier 2009, S. 198). Im Dezember wurde die Einrichtung von acht evangelischen Fachhochschulen beschlossen (Hannover, Darmstadt, Ludwigshafen, Freiburg, Reutlingen, Nürnberg, Berlin und Bochum. In diese EFHs gingen insgesamt 12 Höhere Fachschulen ein (ebd., S. 200).

2. Gründung und erstes Jahrzehnt: 1971-1980

2.1. Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen – „erdrutschartiger Wertewandel“

Das erste Jahrzehnt der Fachhochschulen war in Westdeutschland im Bereich der Sozialen Arbeit ein sehr bewegtes. Es war geprägt von einem starken Einfluss sozialer Bewegungen (Kinderladenbewegung, Jugendzentrumsbewegung, Frauenhausbewegung, vgl. Franke-Meyer/Kuhlmann 2018). Der zwischen 1965 und 1975 stattfindende „erdrutschartige“ Wertewandel vom „Befehls- zum Verhandlungshaushalt“ (Schneewind/Ruppert 1995, vgl. auch Hodenberg 2018) führte dazu, dass Werte wie „Gehorsam“ an Bedeutung verloren und sich Selbstverantwortlichkeit und Partizipation in Familien, Schulen, Jugendzentren und Heimen durchsetzen. Diese Entwicklung war häufig begleitet durch Konflikte zwischen den Generationen und erfolgte auch nicht in allen Bereichen im gleichen Tempo, so etwa in Schulen schneller als in Heimen. In diesem Jahrzehnt entwickelte sich auch eine Vielzahl neuer fachlicher Konzepte: Gruppendynamik und -pädagogik, tiefenpsychologische und familientherapeutische Ansätze gewannen an Bedeutung. Der soziale Beruf wurde zu einer sich selbst reflektierenden Profession – insbesondere durch die sich nun verbreitende Methode der Supervision. Auch fand ein neues Deutungsmuster für die Erklärung sozialer Probleme immer mehr Beachtung: die Zugehörigkeit zu einer sozialen Randgruppe wurde nicht mehr wie in der NS-Zeit und der auf sie folgenden autoritären Fürsorgepraxis der 50/60er Jahre als genetisch bedingte Anpassungsprobleme oder „Verwahrlosung“ gedeutet, sondern als Folge von Ausgrenzungsprozessen, die durch die kapitalistische Gesellschaftsordnung systematisch produziert werden. Abweichendes Verhalten wurde erklärt als gesellschaftlich verursacht und war nicht länger mehr (ausschließlich) persönlich zu verantworten. Manche Theoretiker_innen dieser Zeit behaupteten auch, Nicht-Anpassung sollte unterstützt werden, da es als Zeichen des berechtigten Protestes gegen eine ungerechte Ordnung betrachtet werden müsse (Khella 1975/Hollstein/Meinhold 1973, vgl. dazu weiter Kuhlmann 2013, S. 125ff.).

Im Hintergrund stand hierbei die marxistische Theorie, die in dieser Zeit an vielen Hochschulen gelehrt wurde – auch an der EFH. So weist das Vorlesungsverzeichnis vom Sommer 1977 in der Sparte Sozialpolitik folgendes Seminar aus: „Kapital und Arbeit. 1. Die Mehrwerttheorien von Marx, 2. Kapital und Arbeit in der BRD“. Als Vorbedingung zur Teilnahme steht dort: „Das Kapital von Karl Marx muß gelesen worden sein.“ (VV der EFH Sommer 1977, S. 63)

Neben der antikapitalistischen Sozialarbeit gewann auch die feministische an Einfluss. Die Frauenbewegung kritisierte die bisherige Tabuisierung von Gewalt gegen Frauen und Kinder. Dies sei nicht nur durch die kapitalistische Ökonomie verursacht, sondern vor allem durch die patriarchale Ordnung (Hagemann-White 1981).

In den 1970er Jahren kamen viele neue Fachzeitschriften im sozialen Bereich auf den Markt. Während die etablierten Publikationsorgane sich eher als Foren für einen fachlichen Austausch auf Leitungsebene verstanden hatten, wollten die neuen Zeitschriften die Praxis auf der Grundlage sozialwissenschaftlicher Forschung reflektieren und hinterfragen (vgl. beispielsweise neue praxis 1971, 1. Jg., S. 2).

Damit sich die neuen Methoden und Konzepte in der Praxis durchsetzen konnten, war die Akademisierung der Sozialen Arbeit von besonderer Bedeutung. Neben den Fachhochschulen ging im Bereich der Universitäten ein neuer erziehungswissenschaftlicher Diplomstudiengang mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik an den Start.

Als Beispiel für neue theoretische Zugänge kann hier die aus der Sozialpsychologie von Erving Goffman kommende Kritik am Heim als „totaler Institution“ (Thiersch 1973) stehen oder das aus der Kriminologie kommende „Teufelskreismodell“, das jugendliche Devianz als Reaktion auf Stigmatisierungsprozesse u.a. von Jugendämtern erklärte (Sack/König 1968).

2.2. Die Entstehung der Evangelischen Fachhochschule 1971

Im Vorfeld der Gründung der EFH hatten die nordrhein-westfälischen Diakonischen Werke ein Gutachten beim Diakoniewissenschaftlichen Institut in Heidelberg in Auftrag gegeben. Ziel war, zu überprüfen, ob einer Fachhochschulgründung und der damit einhergehenden stärkeren Orientierung an Human- und Sozialwissenschaften zugestimmt werden könnte. Herbert Krimm, damaliger Institutsdirektor verfasste gemeinsam mit dem Theologen Paul Philippi das Gutachten, in dem eindringlich vor den Gefahren gewarnt wurde: „Emanzipation“ und „Autonomie“ würden gegenwärtig auf sozialem Gebiet „triumphieren“. Nur durch eine Rückbindung an die „theologische Anthropologie“ könnte verhindert werden, dass die „wertneutrale“ Soziale Arbeit „aufs Neue zu Wahnsinnstaten“ führe. Auch in der Umwandlung vom Schüler-Lehrer- in ein Studierende-Lehrende-Verhältnis wurde gewarnt, da Studierenden immer mehr aufsässig würden (zit. n. Kehlbreier 2008, S. 5). Die letzte

Warnung war berechtigt – tatsächlich ließen sich Studierenden nicht in dem Maße reglementieren, wie es die Gutachter damals offenbar noch wünschten.²⁹

Die Landeskirchen und auch die EKD unterstützten indes die geplante Interdisziplinarität der evangelischen Hochschulen, da evangelische Sozialarbeit auf den Dialog mit den Sozial- und Humanwissenschaften angewiesen sei, um ihren gesellschaftlichen Auftrag erfüllen zu können – wie ihn damals Heinz-Dietrich Wendland vertrat. Der Heidelberger Theologieprofessor Georg Picht sah sogar im Gegensatz zu Herbert Krimm und Paul Philippi eine kritische Gesellschaftsanalyse als Voraussetzung für eine Nicht-Anpassung der Diakonie an die gesellschaftlichen Verhältnisse (ebd., S. 6). Auch andere Theologen wiesen darauf hin, dass in der Sozialen Arbeit keine Wertneutralität vorherrsche, sondern eben Werte wie Emanzipation vertreten würden. Rückblickend – so Kehlbreier – habe die Professionalisierung durch die Human- und Sozialwissenschaften keinen Gegensatz zu Kirchlichkeit und Glauben erzeugt (ebd., S. 8).³⁰

Die drei Landeskirchen schlossen einen Kirchenvertrag zur Errichtung der Fachhochschule. Durch Landesgesetz wurde die Hochschuleinrichtung bestätigt (und später, Anfang der 1980er Jahre zu einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, vgl. Kehlbreier 2009, S. 217). Bei der Gründung übernahm die EFH die bereits für die Bochumer Höhere Fachschule bestehende Regelung des „Ersatzschulfinanzierungsgesetzes“ (in der Logik der Besitzstandswahrung). Die Tradition der etablierten und anerkannten Ausbildung im sozialen Bereich seit 1927 führte damit zu einer (im Vergleich zu anderen kirchlichen Hochschulen) günstigeren Refinanzierung, welche in den kommenden Jahren zu einer wichtigen finanziellen Grundlage der Hochschule wurde (Interview Schäfer 11.6.21).

Aber nicht nur von theologischer Seite hatte es Widerstände gegen die Gründung der EFH gegeben. Sowohl die SPD wie auch die FDP lehnten Anfang der 1970er Jahre in NRW konfessionelle Fachhochschulen ab. Der damalige Wissenschaftsminister Johannes Rau – so schätzt es der spätere Rektor Gerhard Schäfer ein – habe die Anerkennung der EFH wie auch der Katholischen Fachhochschule NRW „damals gegen seine eigene Partei mit durchgesetzt“. Schäfer resümiert, dass insgesamt der Kurs der EKD damals klug gewesen sei, während Paul Philippi in seinem ablehnenden Gutachten „zu kurz“ gedacht und die „Dynamiken, verschiedener Formationen und Ausdifferenzierungsprozesse der Kirche und des Christentums“ nicht hinreichend in Betracht gezogen habe. Dagegen sei es den drei Landeskirchen

²⁹ So gab es beispielsweise 1972 massiven und erfolgreichen Protest der Studierenden gegen eine vom Rektor Overdick verlangte Unterzeichnung einer „Loyalitätserklärung“ zur kirchlichen Ordnung. (Kehlbreier 2008, S. 3)

³⁰ Zu den weiteren Gutachten u. a. von Albrecht-Müller-Schöll, ausführlich in Kehlbreier 2009, S. 226ff.

damals gelungen, eine „*bildungspolitische Entscheidung zu treffen, von der ich meine, das war ein Kairos. Das hätte damals durchaus auch ganz anders laufen können.*“*(ebd.)*

2.3. Die Gründungsfachschulen

Bei Gründung der EFH wurde die Bochumer Höhere Fachschule für Sozialarbeit, die im ersten Kapitel als bedeutendste Traditionslinie dargestellt wurde, Teil einer neuen, größeren Institution, der die Kirchen insgesamt sieben weitere Ausbildungsstätten angliederten. Sie wurden in drei Fachbereichen zusammengefasst und gemeinsam auf Hochschulniveau gehoben:

Im Fachbereich Sozialwesen I wurde:

- die **Höhere Fachschule für Sozialarbeit – Evangelische Sozialschule (s.o.)** mit der
- **Höheren Fachschule für Sozialarbeit in Köln-Rodenkirchen** zusammengelegt. Lehrende und Studierende aus Köln wechselten zum Standort Bochum.

Im Fachbereich Sozialwesen II wurde:

- die **Höhere Fachschule für Sozialpädagogik des Diakoniewerkes Kaiserswerth** in Düsseldorf mit
- dem **Institut für Heilpädagogik in Bethel** zusammengelegt.

In Kaiserswerth war das 1917 gegründete „Evangelische Frauenseminar für Jugendpflege und Gemeindedienst/Soziales Frauenseminar der Diakonissenanstalt zu Kaiserswerth“ 1941 geschlossen und nicht wiedereröffnet worden. Dafür nahm Kaiserswerth 1947 das Jugendleiterinnenseminar aus Bethanien/Berlin auf (Reinicke 2012, S. 291f.). Das Seminar baute auf die dortige Fachschulausbildung zur Kindergärtnerin/Erzieherin auf. Kindergärtnerinnen konnten sich nach dreijähriger Berufsausübung dort zur Jugendleiterin weiter qualifizieren. 1966 wurde das Seminar unter Leitung der Psychologin und Pädagogin Dr. Ruth Ranft zur Höheren Fachschule mit dreijähriger Ausbildungszeit und damit eine von vier Modelleinrichtungen in NRW. Erst ab 1967 nahm die Höhere Fachschule auch Männer auf (Raddatz 1996, S. 23).

In Bielefeld-Bethel war 1964 ein heilpädagogisches Seminar eröffnet worden – das zweite seiner Art in Deutschland. Die Ausbildung dort wurde zunächst ein Aufbaustudiengang, ab 1975 wurde er eigenständig und blieb bis 1982 in Bethel.

Im Fachbereich III (Theologie und Religionspädagogik, Abt. Düsseldorf, Graf-Recke-Strasse) wurden vier Seminare zusammengeführt:

Das früher zur Sozialschule Bochum gehörende **Seminar für Katechetik und Gemeindedienst** musste nach Düsseldorf umziehen und wurde dort den drei folgenden Seminaren angeschlossen:

- Dem **Evangelischen Seminar für Gemeindepflege und Katechetik** in Düsseldorf
- Dem **kirchlichen Oberseminar für katechetischen Dienst an Berufsschulen** in Düsseldorf und
- Dem **Oberseminar an der Jugendakademie** im Rheinland in Radevormwald.

Am Fachbereich III wurden Katechet_innen sowie Religionslehrer_innen für Grund- und Realschulen und ab 1973 mit einem zweisemestrigen Aufbaustudium auch Prediger ausgebildet. Sie konnten mit einem verkürzten Studium an der Universität danach auch Pfarrer_innen werden.



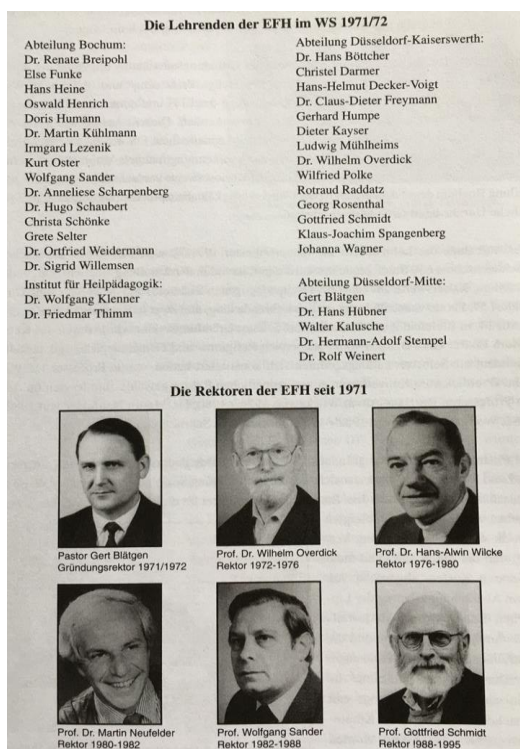
Hinweisschilder an den verschiedenen Standorten

Im ersten Wintersemester 1971/72 waren an der EFH insgesamt 650 Studierende³¹ immatrikuliert, davon waren 306 in Bochum, 223 in Kaiserswerth, 64 in Bielefeld und 57 in Düsseldorf. Die 36 Lehrenden waren ebenfalls auf die verschiedenen Standorte verteilt: 15 in Bochum, 14 in Kaiserswerth, zwei in Bielefeld und fünf in Düsseldorf. In Kaiserswerth war die Hälfte der Lehrenden neu berufen worden. Dr. Ranft wechselte nicht mit, da sie weiter in der Gesamtleitung der sozialpädagogischen Ausbildungsstätten verbleiben wollte. Ähnlich ging es anderen Lehrkräften, die ebenfalls weiter an den Fachschulen unterrichteten (Raddatz 1996, S. 25).

Pfarrer Gerd Blätgen vom FB III wurde durch das Kuratorium zum Gründungsrektor ernannt. Nachdem die Gremien ihre Arbeit aufgenommen hatten, wurde Prof. Dr. Wilhelm Overdick zum ersten ordentlichen Rektor (Meinert 1996, S. 15)³².

³¹ 1975 waren bereits 1100 Studierende eingeschrieben (Kehlbreier 2009, S. 211).

³² Auch an anderen Fachhochschulen wurde bei der Gründung erstmals ein Mann Rektor, vgl. bspw. für Hamburg: <https://blogs.hoou.de/sozialearbeit/>



aus: Ev. Fachhochschule 1996, S. 14

aus Ev. Fachhochschule 1981, S. 79

Dass mit Wilhelm Overdick ein Lehrender aus Kaiserswerth Rektor wurde, war nicht selbstverständlich, denn auch Sigrid Willemsen hatte sich zur Wahl gestellt und vertrat den größeren Standort. Sie war es auch gewesen, die sich lange Jahre in den entsprechenden Ausschüssen dafür eingesetzt hatte, dass die Fachhochschulen für Sozialwesen im neuen Fachhochschulgesetz mitberücksichtigt wurden. Neben der Tatsache, dass die neuen männlichen Kollegen möglicherweise Probleme mit einer weiblichen Leitung hatten, kommt hinzu, dass hier auch zwei sehr unterschiedliche Lehr-Lernkulturen aufeinandertrafen: auf der einen Seite die ehemalige „Frauenschool“, die damals sehr stark von sozialrechtlichen Begründungen von Sozialarbeit und von ihren Methoden (Einzelfallhilfe, Gruppen- und Gemeinwesenarbeit) her ausbildete und auf der anderen Seite als zweite größere Einrichtung die Kaiserswerther, die stärker von der Idee einer ästhetischen Persönlichkeitsbildung im Rahmen eines allgemeinen Erziehungs- und Bildungsauftrags ausgingen (vgl. Kehlbreier 2009, S. 189).

Eingeführt wurden nun auch demokratische Gremien wie Konvent, Senat, Fachbereichsräte. Rektoren und Dekane wurden gewählt. Willemsen erinnerte sich an einen Studienordnungsausschuss, in dem paritätisch drei Dozent_innen und drei Studierende, davon zwei „dem MSB Spartakus angehörten“. Trotz weltanschaulicher Differenzen habe man produktiv zusammengearbeitet (Willemsen 1997, S. 7).

Ludger Hinse, erster Asta-Vorsitzender von 1969-1971 erinnert sich, dass die „Straße zum Hörsaal“ wurde und das „Seminar zum Happening“ und dass sich die Studierenden auch sehr für die Höherstufung der Ausbildung eingesetzt hätten (Hinse 1996, S. 31).

Auch der erste Kanzler der Hochschule von 1971-1998, Klaus Meinert, erinnerte sich rückblickend an bewegte Anfangsjahre:

„Zwar war man stolz, nun Hochschule zu sein, dennoch fiel es schwer, aus gewohntem und verschultem Denken herauszukommen. Die neugebackenen Fachhochschullehrer – erst später durften sie sich Professoren nennen – mussten sich an die akademische Selbstverwaltung und an das neue Studierverhalten erst gewöhnen.“ (Meinert 1997, S. 15)

Was hier 25 Jahre nach der Gründung sehr verbindlich klingt, erinnerte der spätere Rektor Huster, der 1989 an die Hochschule kam, so:

„Frau Willemsen und auch Frau Funke praktizierten einen eher konservativen, hierarchischen Führungsstil, das kann man glaube ich so sagen. Ich habe beide noch persönlich kennen gelernt. (...) Aus Erzählungen von Zeitzeugen weiß ich, dass es von dem späteren ersten Medienraum aus ein Fenster Richtung Foyer gegeben hat. Da stand Else Funke und guckte, wer morgens zu spät in die Lehrveranstaltung kam. Der damalige Dekan des FB I fing an mit der Insubordination und ließ, ohne Frau Willemsen zu fragen, das Fenster zumauern. Das war eine Loslösung von diesem Stil.“ (Interview Huster 1.4.21)³³

2.4 Die Fachhochschule aus der Perspektive der Studierenden – ein Interviewprojekt

Bisher wurde die Geschichte überwiegend aus der Perspektive der Leitungen und der Lehrenden der (Hoch-)schulen beschrieben. Sie schreiben ihre Erinnerungen oder kommen in Festschriften zu Wort. Eine Institution wie die Hochschule bezweckt die Bildung und Ausbildung junger Menschen und daher sollten auch ihre Erinnerungen zur Geschichte berücksichtigt werden. Ende 2019 wurden daher in verschiedenen Zeitungen in Bochum und auf der Homepage der EFH ehemalige Studierende gesucht, die bereit waren zu einem Interview über ihre Studien- und Berufserfahrungen. Interviewt wurden sie von Studierenden im Sommersemester 2020 in einem Seminar von Carola Kuhlmann und Diana Franke-Meyer. Über 60 Personen meldeten sich aus den fünf Jahrzehnten des Bestehens der Hochschule. Wegen Corona mussten die geplanten Interviews aus dem Seminar in die virtuelle Kommunikation verlegt werden. Trotzdem gelang es den Studierenden 43 Interviews

³³ Es habe eine „Gerusia“, also eine Herrschaft der Älteren mit klarer Hierarchie im Fachbereich I gegeben, die nur langsam abgelöst wurde durch neu berufene junge Kolleg_innen. Die Wahl von Wilhelm Overdick als Rektor hält Huster rückblickend für eine „Protestwahl“ gegen Frau Willemsen, da die Personenzahl derer, die sie nicht wählten, weit über Kaiserswerth hinausgegangen sein müsse.

zu führen, zu transkribieren, zusammenzufassen und auszuwerten.³⁴ Die meisten Interviewpartner_innen (22 Männer und 21 Frauen) waren in den 1980er Jahren an der Hochschule, teilweise noch in Kaiserswerth, Düsseldorf oder Bielefeld, aber auch einige aus den 1970er Jahren und den anderen Jahrzehnten hatten sich gemeldet.

Befragt wurden 15 ehemalige Studierende aus der Sozialarbeit, 12 aus der Sozialpädagogik und sechs aus der Heilpädagogik; vier aus der Religions-, bzw. Gemeindepädagogik und sechs aus dem Studiengang „Soziale Arbeit“, den es seit 2003 als Diplom und seit 2008 als Bachelorstudiengang gibt. Aus den anderen an der Hochschule vertretenen Studiengängen konnten keine Interviews geführt werden.

Die ehemaligen Studierenden waren in ihrem Berufsleben in einem breiten Spektrum tätig: in (heilpädagogischen) Kindergärten, in der Jugendhilfe (Jugendamt, Kinderheim, Pflegekinderdienst, Vater-Mutter-Kind-Einrichtung, Jugendgerichtshilfe), im Gesundheitsbereich (Sozialdienst von Krankenhäusern und Krankenkassen sowie Anleitung von Selbsthilfegruppen), im Kultur- und Bildungsbereich (auch in Kirchengemeinden), in der Gefangenen- und Bewährungshilfe, der Wohnungslosen- und der AIDS-Hilfe, in der ambulanten und stationären Betreuung behinderter Menschen, in der Arbeit mit Langzeitarbeitslosen oder geflüchteten Menschen, der Altenhilfe und in der Leitung von Einrichtungen sowie von Wohlfahrtsverbänden. Ein paar sind auch Lehrende an Hochschulen (auch an unserer) geworden.

Die Interviews geben ein Bild der Hochschule, das Wandel, aber auch Kontinuitäten anzeigt. Im Folgenden werden die Ergebnisse in die Darstellung der Geschichte der Hochschule – dort wo es um zeitgeschichtliche Besonderheiten geht – mit aufgenommen. Im letzten Kapitel dieses Berichtes geht es dann um Themen, die in allen Jahrzehnten Relevanz hatten (vgl. 7.).

2.5 Das erste Jahrzehnt aus der Perspektive der Studierenden

Im ersten Jahrzehnt der EFH änderte sich die Ausbildung zwar nicht von heute auf morgen, aber doch deutlich: An allen Fachbereichen wurden aus Schüler_innen Student_innen, Die Klassenverbände lösten sich auf.³⁵ Es gab erstmals Wahl- und Studierfreiheit und sehr viel „Projektarbeit“ (Willemsen 1996, S. .

³⁴ Im Wintersemester erhob Diana Franke-Meyer in einem Folgeseminar weitere zehn Interviews, deren Auswertung aber nur in Bezug auf einige Zitate in diesen Bericht eingeht. In einem weiteren Seminar im Sommer 2021 wurden durch Studierende elf weitere Interviews geführt unter Leitung von Carola Kuhlmann. Hier wurden insbesondere Absolvent_innen des letzten Jahrzehnts befragt, da diese Gruppe in der bisherigen Befragung unterrepräsentiert war. Geplant ist, weitere Interviews insbesondere zu berufsbiographischen Verläufen zu führen und auszuwerten, um mögliche typische Muster zwischen Wechsel der Berufsfelder, Gestaltung und Innovationen zu rekonstruieren.

³⁵ Aber noch bis in die 1980er fand doch vieles im Klassenverband statt. So erinnert sich ein Student:

Im Interviewprojekt erinnerte sich eine Studierende an die – auch von Meinert (s.o.) beschriebene Mischung aus Schule und Hochschule. Entweder hätte man beispielsweise in Methoden etwas über „*Wiedervorlagekalender*“ gehört oder in Soziologie bei „*halben Agitatoren von den Uni-Sozialwissenschaften, die irgendwelche linke Soziologen herunterbeteten.*“ Auch die Studierenden „sortierten“ sich in konservative, brave und andere, welche in die „*vom Inhalt her unverständlichen Seminare*“ rannten. Da habe noch viel Integration passieren müssen (Studentin der Sozialarbeit in Bochum 1971-1974).

Viele ehemalige Studierende aus der Anfangszeit erinnerten sich an zahlreiche Vollversammlungen, bei denen kaum Studierende fehlten und die Aula in Bochum „brechend voll“ war, 80% hätten damals mitgemacht (Hinse 1996, S. 32). Auch in Kaiserswerth gab es Protest:

„Das Semester hatte begonnen und eigentlich sind wir sofort in Streik gegangen. Ich könnte heute gar nicht mehr sagen für was, oder gegen was, aber Streik war im ersten Semester richtig wichtig.“ (Studentin der Sozialpädagogik in Kaiserswerth 1971-1974).

Keiner habe richtig gewusst, wie Studieren geht und so hätten die Studierenden viel Freiraum gehabt, mitzugestalten. Locker und chaotisch sei es gewesen. Über alles Mögliche sei abgestimmt worden, auch darüber, ob im Seminar geraucht werden darf (Student der Sozialarbeit 1977-1980). Im Gegensatz zu der Studentin erinnerte sich Klaus Meinert genau an die Gründe der vielen Streiks und meint, die Studierenden hätten recht unkritisch die politischen Aktionen an den großen staatlichen Hochschulen kopiert:

„Sie organisierten sich in den verschiedensten Vereinigungen (u.a. ‚Rote Zellen‘ und ‚MSB Spartakus‘) ... Sie ... demonstrierten gegen das ‚Berufsverbot‘, gegen die ‚Vermengung von Kirche und Staat‘, gegen die Umstrukturierung der Mensa‘, in Kaiserswerth wurde der Eingang zugemauert und das Landeskirchenamt in Bielefeld ‚besetzt‘.“ (Meinert 1997, S. 15)

„Was ich auffällig fand damals war, dass es damals sehr verschult war, mit kleinen Seminarräumen. Es gab nur diese große Aula, das war der einzige große Raum, ansonsten nur immer kleine Seminarräume, das fand ich anfangs nicht so schön, weil ich ja, ich war nicht gerne Schüler Es war immer so ein Klassenverbund, zumindest im ersten und zweiten Semester.“ (Student der Sozialarbeit 1984-1985)



Noch ein Streik



Name: Ursula Steffens
 Fachhochschule Rhein-Westf.-Lippe Abt. Düsseldorf
 Sommer - Winter - Halbjahr 1971/72
 1. Fachsemester

LM-Nr. die Vorl.-Verz.	Name des Dozenten	Genaue Bezeichnung der Vorlesungen, Übungen, Seminare	Wochenstundenzahl	Leistungsachweis, Art, Datum, Nr.	Abtestet	Abtestet
1	Böttcher	Grundprobl. d. Sozialp.	1		Dr. B. Ullrich	
2a	Freymann	Einführ. i. d. Pädagog.	1		Dr. F.	Dr. F.
2c	Freymann	Übungen zu 2a	1		Dr. F.	Dr. F.
14	Wagner	Einführ. i. d. Psychologie	1		Wa	Wa
15	Freymann	Psychologie d. Jugendalt.	1		Dr. F.	Dr. F.
16	Freymann	Übungen zu 15	1		Dr. F.	Dr. F.
24	Böttcher	Berufslehre d. Sozialp.	2		Dr. Ullrich	
35	Böttcher	Berufslehre als Kontext z. Soz.	2		Körner	
40	Zeltenhoff	Jugend- u. Familiensoz.	2			
52	Böttcher	Medizin. u. Medizinsoz.	2		Dr. Böttcher	
55	Overschick	Krit. Betr. Lehr. Jugendpäd.	2		Dr. Ullrich	
56	Overschick	Märchen, Fabeln, Sagen	2			
67	Schubert-Vaigt	Einf. i. d. Musikgesch.	2		Dr. K.	Dr. K.
74	H. Knüppel	Begrunder d. v. u. d. Musik	2		Polke	
72	Polke	Grundriss I. Musikgesch.	2			

Aus dem Studienbuch einer Studentin der Sozialpädagogik: Hier musste noch die Anwesenheit bescheinigt werden.

Lehrveranstaltungen für das 1. Semester			
Nr.			
	1.–3. Woche: Block A	20 Wochenstunden	
1.012	A 1 Beobachtungsübungen		Selter/Schönke/Henrich
	A 2 Berufsfelder		Funke/Oster/Willemsen
	A 3 Einführung in die Technik geistiger Arbeit		Schaubert/Breipohl/Kühlmann
	Die Studenten arbeiten in Gruppen an einem Thema (A 1, A 2, A 3), während einer Woche, danach wird das Thema gewechselt.		
	4. Woche bis Semesterende:		
	Block A	S 4 stgd	
1.013	Wpf A 1 Beobachtungsübungen		Selter/Schönke/Henrich
1.014	Wpf A 2 Berufsfelder		Funke/Oster/Willemsen
	Block B		
1.015	Wpf BGB Einführung	S 2 stgd	Weidermann
1.016	Wpf BGB Übungen	S 2 stgd	Guthardt
1.017	Wpf Strafrecht	S 2 stgd	Treptow
1.018	Wpf BSHG	S 2 stgd	Humann
1.019	PI Soziale Schichtung, soziale Mobilität, schichtspezifische Verhaltensweisen	S 2 stgd	Kühlmann/NN
1.020	PF Sozialpsychologie: Kommunikation – Interaktion – Gruppenprozesse	S 2 stgd	Schönke/Henrich
1.021	PF Krankheit als soziales Problem	S 2 stgd	Willemsen
1.022	PF Wirtschaft und Politik	S 2 stgd	Sander/Brück
1.023	PF Wissenschaftstheorie (Wiederholung im 2. Semester, wegen beschränkter Teilnehmerzahl)	S 2 stgd	Breipohl
1.024	PI Empirische Forschung	S 2 stgd	Kühlmann/NN

40

Lehrveranstaltungen für das 3. Semester			
Nr.			
	Block C		
	In den letzten 4 Wochen des Semesters		
1.025	Wpf 2stdg Seminar: Fallsequenzen innerhalb der für Block A vorgesehenen Stunden		Humann/Selter/Funke/Schönke/Henrich/Schaubert
	Block A		
1.030	Wpf Untersuchungen von Berufssituationen	S 4 stgd	Weidermann/Breipohl/Sander
	(Fortsetzung der Seminare Block A des 2. Semesters)		
	Block B		
	Studienrichtung Sozialarbeit		
1.031	Wpf Offene und geschlossene Hilfen nach dem JWG	S 2 stgd	Funke/Oster
1.032	Wpf Jugendgerichtsweisen und Strafvollzug	S 2 stgd	Heinc
1.033	PF Psychopathologie	V 1 stgd	Willemsen
1.034	F Seminar zur Vorlesung Psychopathologie	S 2 stgd	Willemsen
1.035	PF Psychologische Aspekte der Persönlichkeitsbeurteilung	S 2 stgd	Schönke/Franz
1.036	PF Makrosoziologie	S 2 stgd	NN
1.037	PF Arbeitsrecht	S 2 stgd	Sander
1.038	Wpf Besondere Probleme des Verwaltungsrechts	S 2 stgd	Guthardt
1.039	Wpf Nichtehelichenrecht	S 2 stgd	Weidermann
1.040	PF Hilfen in besonderen Lebenslagen u. a. (BSHG)	S 2 stgd	Klages
	Block C		
1.041	Wpf Soziale Einzelhilfe	S 2 stgd	Funke/Selter
1.042	Wpf Soziale Gruppenarbeit (Fortsetzung vom SS 1972)	S 2 stgd	Dihlmann/Mulzer

41

Aus dem Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1972/73

Typisch für das Studium im ersten Jahrzehnt war auch der hohe Anteil an „Selbsterfahrung“, die damals in Blockseminaren stattfand und durchaus widersprüchlich erinnert wurde:

„Dann zogen die in irgendwelche Bildungsstätten am Wochenende. Nahmen Decken mit und erzählten dann montags, was sie wieder geheult hätten. Da waren auch Dozenten, wo ich dachte: was passiert da wirklich an diesen Wochenenden. (...) da war klar, wie das mit den besonders attraktiven Studentinnen war. Ich bin da nie hingegangen.“ (Studentin der Sozialarbeit 1971-1974)

In den ersten drei Jahrzehnten (und etwas darüber hinaus) war der Abschluss des Studiums das Diplom und die Prüfungen wurden ab 1975 in Einzelwissenschaften abgelegt.³⁶ Ein ehemaliger Student erinnert das so:

„Man hat immer so, von, also von Semester zu Semester studiert und hat gesagt: dieses Semester mache ich meine Prüfung in ...Psychologie und dann hat man ganz

³⁶ Sigrid Willemsen schätzte diese Folge der Prüfungsordnung von 1975, welche die alte Prüfungsordnung der Fachschule ablöste, als einen Verlust ein. Das Studium habe sich fortan auf „Einzelfachwissenschaften“ ausgerichtet und die Fächerintegration sei erschwert worden (Willemsen 1981, S. 12).

konzentriert Psychologie studiert und alles andere ein bisschen vernachlässigt. Und dann ... im nächsten Semester Soziologie und Sozialmedizin und so. Ein Kollege hat mal gesagt: Das war ein bisschen komisch das Diplomstudium, weil man ...auf eine Art immer im ersten Semester war.“ (Student der Sozialarbeit 1977-1980)

„Dann hat man sich je nach Lust und Laune ... zum Ende des Semesters an die eine oder andere Prüfung herangetraut. (..) Ich habe nur ... eine einzige schriftliche Hausarbeit gemacht. Alles andere ist mündlich erfolgt. Wenn man da einen guten Tag hatte, dann ist man mit einiger Wahrscheinlichkeit durchgekommen.“ (Student der Sozialarbeit 1975-1979)

In vielen Interviews wurde die größere Freiheit des Studiums im Vergleich zu heute betont: „Das hat vielleicht nicht jedem gut getan diese Freiheit, aber war klasse.“ (Student der Sozialarbeit 1977-1980)

Themen der Abschlussarbeiten aus dem Interviewprojekt

„Von der Mütterschulung zur Familienbildung“ (Sozialarbeit 1972)

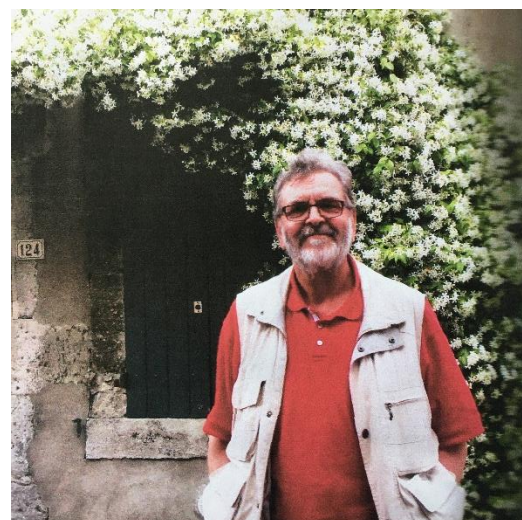
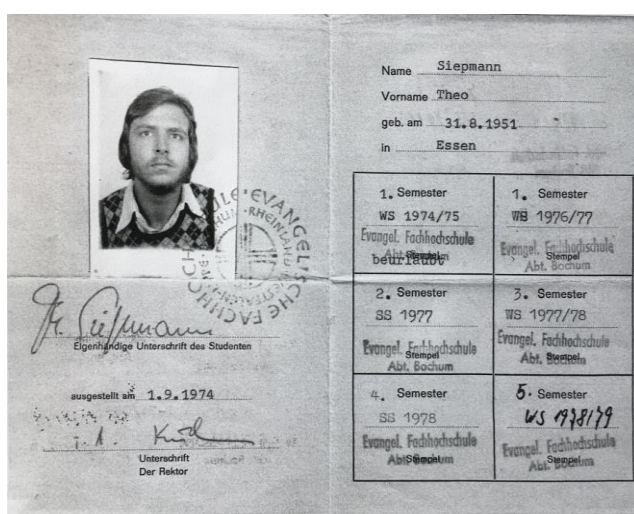
„Möglichkeiten und Grenzen der Behandlung von Drogenabhängigkeit.“ (Sozialpädagogik 1974)

„Vom Heimkind zum Pflegekind“ (Sozialarbeit 1974)

„Arbeitslose Jugendliche in Obdach“ (Sozialarbeit 1979)

„Vergleich zwischen der Arbeit im Kindergarten und in einer Elterninitiative (Kinderladen)“ (Sozialpädagogik 1980)

„Die Bedeutung der Gesprächspsychotherapie für die Seelsorge“ (Religionspädagogik 1980)



Theo Siepman, Student der Sozialarbeit 1975-1979, stellte uns freundlicherweise Fotos von früher und heute zur Verfügung. Er betonte, er habe noch immer „ein sehr, sehr gutes Gefühl“, wenn er an sein Studium denkt. Für seine weitere berufliche Laufbahn habe er „ein sehr breites Themenfeld mit auf den Weg bekommen; insbesondere die klientenzentrierte Gesprächsführung half ihm im späteren Berufsleben.“

3. Das zweite Jahrzehnt: 1981-1990

3.1 Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen: Lebensweltorientierung und Alternativbewegung

In der sozialpädagogischen Diskussion in der BRD gewann auf Tagungen und in Fachzeitschriften der 1980er Jahre das Konzept der „Lebensweltorientierung“ nach Hans Thiersch an Bedeutung. Mit diesem Konzept wurde theoretisch zum einen die einseitige Politisierung überwunden, wie sie in der „antikapitalistischen Sozialarbeit“ gefordert worden war und die in den Klient_innen manchmal nur Objekte der Agitation gesehen hatte (vgl. dazu Karel Kosiks Konzept der „Pseudokonkretheit des Alltags, vgl. Thiersch 1986, S. 34). Zum anderen wandte sich das Konzept auch gegen die einsetzende Therapeutisierung. Weil die Individualisierung sozialer Probleme vermieden werden sollte, nannte Hans Thiersch die Hilfebedürftigen „Adressat_innen“. In ihrer Lebenswelt sieht er wertvolle „individuelle, soziale, politische, instrumentelle und regionale/lokale Ressourcen“ (Thiersch 1992, S. 13), die unterstützt werden sollen, wobei aber darauf zu achten sei, dass die Professionellen stets die Achtung vor dem Eigensinn der Adressat_innen bewahren. Die Hilfebeziehung beschrieb er als pädagogisches Verhältnis, in dem ein „wechselseitiges Lernen und Helfen“ ermöglicht wird, um den Alltag strukturieren, aufklären und verbessern zu können (Thiersch/Rauschenbach 1981, S. 1008). Lebensweltorientierte Soziale Arbeit orientiert sich an den „Strukturmaximen“ der Prävention (vor Intervention), der Regionalisierung und Dezentralisierung der Angebote, der Integration (gegen Ausgrenzung) von „Randgruppen“, der Kooperation, bzw. Vernetzung des Hilfesystems und der Partizipation der Adressaten, denen zu einem „gelingenderen Alltag“ und zur Emanzipation von sie unterdrückenden Lebenslagen verholfen werden soll.

Insbesondere in dem 1991 in Kraft tretenden Kinder- und Jugendhilfegesetz (KJHG), das das alte Jugendwohlfahrtsgesetz von 1961 ablöste, schlug sich dann das Konzept der „Lebensweltorientierung“ nieder, wie auch in vielen Konzeptionen sozialpädagogischer Institutionen. Die im KJHG ausformulierten Erziehungshilfen (§ 27 ff., auch §§ 19,20) begründeten eine Hinwendung zu den priorisierten ambulanten Hilfen (v.a. Sozialpädagogische Familienhilfe) und unterstützten damit den Prozess der „Ambulantisierung“, die dann verstärkt in den 1990er Jahren fortgesetzt wurde. Vom Anspruch her versuchten viele Alternativprojekte, ein Ideal des gemeinsamen Lebens, Wohnens und Arbeitens zu verwirklichen, die Trennung zwischen Privat- und Arbeitsleben aufzuheben und verlässliche Beziehungen der Betreuung anzubieten (Birtsch 1982). In den 1980er Jahren wurden Mädchen nicht mehr länger als „sexuell verwahrlost“ beschrieben, sondern als Opfer sexueller Gewalt anerkannt (Hartwig/Kuhlmann 1987).

In den Vorlesungsverzeichnissen der EFH finden sich nun Seminare zu feministischer Theologie (Günter Ebbrecht), „Fürsorge im Dritten Reich“ (Lilo Haag) und regelmäßig zu Straßensozialarbeit (Johannes Kiebel), „Familienberatung nach dem systemischen Modell“ (Ursula Zinda) und 1986 auch schon „Computer in Ausbildung und Praxis“ (Rainer Dringenberg). Auch eine „Marathon-Encountergruppe“ (Gerhard Liebetau) wurde angeboten.

3.2. Entwicklung der Hochschule – Konzentration in Bochum

Die Verteilung der Fachhochschule auf verschiedene Standorte führte immer wieder zu Problemen, sodass ein Erweiterungsbau geplant und durchgeführt wurde (1984-1986). Faktisch hatten die Fachbereiche bis dahin „ein Eigenleben“ geführt (Kehlbreier 2008, S. 4). 1982 war die heilpädagogische Ausbildung nach Bochum gezogen. Der Mietvertrag in Kaiserswerth war gekündigt und worden und so zogen auch die Kaiserswerther 1986 nach Bochum – allerdings nur widerwillig.³⁷

Der Fachbereich Religionspädagogik zog Mitte der 1980er Jahre nach Bochum, aber das war nicht die einschneidendste Veränderung: Die Landeskirchen hatten bereits 1977 beschlossen, den sechstsemestrigen Studiengang Religionspädagogik mit Zugangsberechtigung zum Lehr- und Pfarramt einzustellen und nur noch ein dreisemestriges Zusatzstudium für Absolvierende des Sozialwesens anzubieten. Im Hintergrund standen Kostenerwägungen und die Tatsache, dass es inzwischen genügend Theologiestudierende an den Universitäten gab (Kehlbreier 2009, S. 216).

Daneben gab es für alle anderen Studiengänge das mögliche Zusatzfach „Kirche und Diakonie“. Der Lehrkörper schrumpfte auf vier Lehrende und auch die Studierendenzahl sank (Leitfaden für den Zusatzstudiengang Gemeindepädagogik und Diakonie der EFH 2007, S. 3). Bei den Studierenden war dies auf Widerstand gestoßen, was jedoch nichts änderte. Ein Ehemaliger erinnert sich:

„1979 entschied das Kuratorium den Studiengang Religionspädagogik zum Weiterbildungsstudiengang zu machen, also auf drei Semester. Da protestierten wir gegen und standen als Studierende vor dem Bochumer Gebäude. Das war das erste Mal, dass ich überhaupt das Bochumer Gebäude sah, ... weil ich ja in Düsseldorf studierte.“ (Student der Religionspädagogik 1977-1980)

Insgesamt wuchs die Studierendenschaft weiter: 1986 hatte die EFH 1250 Studierende, zehn Jahre später waren es 1800, (Meinert 1997, S. 16; zum Vergleich: 2019 waren es 2.436).

³⁷ Tatsächlich war ihnen bei der Gründung zugesagt worden, dass sie in Kaiserswerth verbleiben würden (Kehlbreier 2009, S. 190).



Vor 1984 von vorne



Neubau von hinten

3.3 Der Geist von Kaiserswerth

Der damalige Kanzler Meinert erinnert sich, dass die Fachhochschule erst nach der Zusammenlegung „richtig Gestalt“ annehmen konnte. Der „Geist von Kaiserswerth“ sei allerdings „semesterlang als überlebensgroße Puppe im Foyer zu bewundern“ gewesen, dann aber doch verstaubt (Meinert 1996, S. 16). Auch damalige Studierende erinnern sich an den „Geist“ und an die Schwierigkeiten der Integration auch unter den Studierenden:

„Als ich dann mit dem Studium angefangen habe, da war dann Düsseldorf als Standort aufgegeben worden und der Fachbereich Sozialpädagogik wechselte nach Bochum. Diese Menschen, die dann nach Bochum kamen, waren eine sehr homogene, in sich abgeschlossene Gruppe ... mit diesem Wir-Gefühl, die kamen nicht nur aus einer anderen Stadt, sondern die kamen auch aus einer ganz anderen ... Atmosphäre. (...) Die haben dann auch ihren Kaiserswerther Geist mitgebracht, das war also so eine Riesenpuppe, wie so ein Gespenst aus viele Tüchern und Pappmaché gebastelt. Das Ding hing jahrelang im Treppenhaus der Hochschule (...) Das heißt, es war jetzt für mich ganz schwierig in diese Gruppe hineinzukommen, weil die sich völlig abgegrenzt haben und mit den Bochumern hatte ich auch nix zu tun, weil, ich war ja Sozialpädagogin und das waren alles Sozialarbeiter und Heilpädagogen. (...) Es gab keine Einführungsveranstaltung und nichts dergleichen und ich musste mich dann irgendwie in das System reinwurschteln.“ (Student der Sozialpädagogik und der Diakonie 1984-1989)

Die Lehrenden aus Kaiserswerth brachten 1987 einen Sammelband heraus mit dem Titel: „Abschied von Kaiserswerth ...“, in dem sie ihre Trauer (und ihr Unverständnis) über den Umzug zum Ausdruck brachten:

“Daß die Rheinländer fähig sein würden, eines Tages die Abteilung Sozialpädagogik abzugeben und auf einen Standort auf eigenem Boden zu verzichten, war vielen unbegreiflich. Das Gefühl, ein „ungeliebtes Kind“ zu sein, deprimierte. (...) Die

Geschichte der Abteilung Kaiserswerth ist zu Ende gegangen. Der tiefgründige Boden Kaiserswerther, insbesondere Fliednerscher Tradition enthält Humus für sozialpädagogische Bildungsarbeit jeglicher Art. Der Abschied von Kaiserswerth ist für viele Studenten und Dozenten schmerzlich. Kontakte reißen ab, Klima und Atmosphäre ändern sich.“ (Overdick 1987, S. 26 und S. 34)

70 Jahre sozialpädagogischer Ausbildung hätten ein Ende gefunden in Kaiserswerth (Bellermann 1987, S. 6) Das stimmte allerdings nicht ganz, denn die *Fachschulen* blieben dort weiterhin bestehen. Die Kaiserswerther Lehrenden erinnerten an das Abschiedsfest, bei dem eben dieser Geist ein „himmelblau-bunter Popanz ... unter großem Gejohle und schrillum Jammergeschrei ... in einen schwarzen Sarg versenkt“ worden war (ebd., S. 7). Man habe in Kaiserswerth 1971 neu angefangen, Sozialpädagogik wissenschaftlich zu entwickeln: *„Ein Großteil unseres heutigen Selbstbewußtseins dürfte diesem Entwicklungs- und Entfaltungsprozess hauptsächlich der siebziger Jahre geschuldet sein.“* (ebd., S. 9)

Hans Pfeifer wandte sich auch gegen die damals schon diskutierte Zusammenlegung von Sozialpädagogik und Sozialarbeit: *„Aus Kaiserswerther Perspektive drohte hier eine nicht zu verantwortende Verkürzung. Sie betraf nicht nur bestimmte Ausbildungsfächer wie Pädagogik und Entwicklungspsychologie, sondern vor allem die Tatsache, dass Sozialpädagogik, wie immer man sie auch sonst definieren mag, stärker auf Befähigung und Veränderung der Person ausgerichtet ist, als es der Natur der Sache nach, die Sozialarbeit sein kann. (...) Es geht hier nicht nur um Überwindung sozialer Notstände und Befreiung von konkreter Entrechtung, sondern eben um Befähigung zu eigenem Handeln.“* (Pfeifer 1987, S. 21)

Es bleibt an dieser Stelle rückblickend anzumerken, dass heute niemand mehr dieser Charakterisierung von Sozialarbeit zustimmen würde – und schon damals vermutlich die Lehrenden der Sozialarbeit nicht. Es macht aber deutlich, was hinter dem berühmten „Geist von Kaiserswerth“ steckte: eine Vorstellung, dass die Sozialpädagogik etwas Besseres sei, weil sie sich im Gegensatz zur klassischen Sozialarbeit der Befähigung zur Selbsthilfe verpflichtet fühlte.

Im Verständnis der damaligen Lehrenden orientierte sich der Begriff von Sozialpädagogik aber nicht an der allgemein im akademischen Bereich üblichen Tradition von Herman Nohl, Gertrud Bäumer, Klaus Mollenhauer oder Hans Thiersch, sondern an bildungstheoretischen und lebensphilosophischen Entwürfen von Otto F. Bollnow und Theodor Ballauf (Freyman 1987, S. 50). Die sozialpädagogische Praxis wurde auf Abenteuerspielplätzen, in Internaten, Kreativitätsschulen oder in der „Urlauber- Arbeit“ gesucht. Der Sozialpädagoge sei ein „Agoge“, der „helfendes Führen und führendes Helfen“ betreibe (Schmidt 1987, S. 116).

Soweit zum Geist von Kaiserswerth und seinem speziellen Verständnis von Sozialpädagogik, das verglichen mit dem emanzipatorischen Ansatz von Hans Thiersch eine eher konservative Idee vom „führenden Helfen“ vertrat. Es wundert vor

diesem Hintergrund auch kaum, dass eine gemeinsame Prüfungsordnung beider Fachbereiche für die Studienrichtung Sozialpädagogik lange nicht zustande kam.

3.4 Die Studierenden der 1970er Jahre gestalten die innovative Praxis der 1980er Jahre

Ein Interviewpartner unserer Studie sagte, man habe sich als Sozialarbeiter schon „ziemlich doof anstellen müssen“, um Ende der siebziger, Anfang der achtziger, keinen Job zu finden (Student der Sozialarbeit 1975-1979). Das liegt auch daran, dass zu dieser Zeit in allen Bereichen der Sozialen Arbeit Innovationen und Initiativen entstanden: Kinderläden, Frauenhäuser, Drogenberatungsstellen, Gefangenenhilfsvereine, Wohnprojekte für Jugendliche, Berufsbildungswerke u. a. m. Viele heute etablierte Bereiche Sozialer Arbeit wurden in dieser Zeit begründet. In vielen Bereichen wurden erstmals sozialpädagogisch ausgebildete Fachkräfte eingestellt.

Eine Interviewpartnerin berichtet beispielsweise davon, wie sie, die inzwischen berentet ist, die letzten 40 Jahre die fachliche Entwicklung der Drogenberatungsstelle in Bochum mitgestaltet hat. Sie hatte dabei direkte Kontakte zur Politik, die die Arbeit im Bereich der Drogenhilfe von den Methadonprogrammen bis zur Aids-Prävention stets maßgeblich beeinflusste. Und sie bemängelte, dass der Kontakt zu einflussreichen Leuten wie den Drogenbeauftragten der Landesregierung heute nicht mehr so üblich sei. Früher habe man oft zusammengesessen und neue Ideen entwickelt und die Politik habe gefragt: „Habt ihr irgendeine Idee? Was braucht ihr? Was ist jetzt dran? Was muss sein?“ (Studentin der Sozialpädagogik 1971-1974)

Ein anderer ehemaliger Student wurde als Leiter einer neu eingerichteten „Koordinierungsstelle zur Betreuung ausländischer Arbeitnehmer und ihrer Familienangehörigen“ eingestellt. Zu seinen Aufgaben gehörte damals auch die Arbeit in einer Begegnungsstätte: „Die Einrichtung, die ich geleitet habe, gab es in NRW nur dreimal und da musste man sich halt etwas einfallen lassen.“ (Student der Sozialarbeit 1975-1979). Das Thema war für ihn neu, aber er ließ sich darauf ein, experimentierte, besuchte Fortbildungen und entwickelte neue Konzepte für Seminare und Veranstaltungen sowie für Ausstellungen, Vorträge, Filmveranstaltungen, Konferenzen. Besonders sei gewesen, dass man sich nirgendwo etwas anschauen oder kopieren konnte. Dabei hatte er ein gutes Team mit vielen Ehrenamtlichen und viel Geld zur Verfügung (60.000 Mark jährlich). Später arbeitete der ehemalige Student im Facharbeitskreis Migration einer Stadtverwaltung und ab 1996 für den Integrationsrat der Stadt, in der er die Projekte aufgebaut hatte. Typisch für viele andere der von uns Befragten aus dieser Zeit ist, dass sich das Arbeitsfeld durch neue Aufgabenstellungen, Ansprüche und das Selbstverständnis ständig wandelte: in diesem Fall von der „Ausländerarbeit“ zur interkulturellen Begegnung, in einem anderen Fall vom „Sonderkindergarten“ zum Integrations- und später Inklusionskindergarten.

Ein anderer innovativer Bereich war die Fortbildung, Umschulung und Berufsvorbereitung von Erwachsenen und Jugendlichen. Hier entwickelten ebenfalls ehemalige Studierende neue Konzepte. Bei ihrer Einstellung als Sozialpädagogin - so berichtete eine Befragte, habe es keine Arbeitsplatzbeschreibung gegeben und so musste sie den Kolleg_innen im Berufsfortbildungswerk erst erklären, was sie als Sozialpädagogin kann. Die dort tätigen Handwerker hätten sich eine Frau „mit Jesuslatschen und Indianerkleid“ vorgestellt, aber dann doch gemerkt: „Ach, das kann auch was nützen. Also, dass da eine Sozialpädagogin ist, die sich dann der privaten Probleme der Leute auch annimmt.“ (Studentin der Sozialpädagogik 1980-1984) Sie entwickelte Unterrichtseinheiten zu sozialen Themen wie Drogenkonsum, eigene Wohnung, Geld und anderes und blieb lange in diesem Tätigkeitsbereich.³⁸

3.5 Das Studium aus der Perspektive Studierender

Ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse der EFH in den 1980er Jahre offenbart eine hohe Zahl methodischer Seminare: klientenzentrierte oder systemische Beratung, Supervision, Gruppenarbeit, Gesprächsführung, Streetwork und anderes mehr. Auch in den Erinnerungen ehemaliger Studierender berichten sehr viele von der damals in der Lehre noch neuen, klientenzentrierten Beratungsmethode nach Carl Rogers, die viele auch später noch gut gebrauchen konnten:

„Wir haben damals gespiegelt, gespiegelt, gespiegelt, wo man sich schon so dachte: ‚Ach komm jetzt hör auf mit dem Scheiß‘, das ist dann aber irgendwann wirklich so drin, ... ich glaube, ich mach das jetzt schon automatisch.“ (Studentin der Heilpädagogik 1981-1984)

Andere erinnern das damalige Fach der Methodik und Didaktik der Sozialpädagogik positiv, da es später noch sehr wichtig geworden sei, Unterrichtsentwürfe zu entwickeln. Zu den Methoden gehörten auch – wie schon in den 1970er Jahren die Gruppendynamik, die nachhaltige Erinnerungen schufen:

„Es gab damals ein sogenanntes „Methodentraining“ ... an der Mosel ... und wir Studienanfänger ...fuhren dann mit erfahrenen Viert- oder Sechstsemestlern dahin und die mussten dann irgendwelche gruppendynamischen Methoden mit uns als Versuchskaninchen ... durchführen. Und das Ganze fand eben da mehrtägig in dieser Behausung statt und da gab es schon sehr beeindruckende Individuen in dieser Gruppe.“ (Student der Sozialpädagogik und Diakonie 1984-1990)

Ein Student erinnerte sich mehr an die Menschen als an die Inhalte, vor allem an deren Haltungen. Dies habe er über seine gesamte Berufslaufbahn gebraucht und

³⁸ Heutige Entwicklungen sah die ehemalige Studentin kritisch, da es ihres Erachtens nun mehr um das Verfassen von Anträgen und Berichten gehe als um Bildungs- und Beziehungsarbeit.

immer wieder genutzt, während viele Inhalte sich seitdem eh verändert hätten. (Student der Sozialpädagogik und Diakonie 1984-1990)

Studium in den 1980er Jahren sah in Bezug auf den Umgang mit Literatur deutlich anders aus als heute. Es gab keinen OPAC und keine Online-Recherche. Man musste in die Bibliothek gehen und im Schlagwortkatalog (siehe im Hintergrund des Fotos) Literaturangaben ausschreiben und dann in den Regalen suchen. Eine Studentin erinnerte sich gerne daran:



„Es hat mir Spaß gemacht ..., in den Zettelkästen in der Bibliothek zu stöbern. Da gab es ja noch keine Datenbanken, sondern man musste in Zettelkästen dann wirklich die Literatur suchen und musste mit Mikrofischgeräten irgendwelche alten Sachen suchen und diverse Bibliotheken aufsuchen, um an die Sachen dranzukommen.“ (Studentin der Sozialarbeit 1987-1991)



WAZ 13.6.1980



Miteinander-Füreinander 1996

Themen der Abschlussarbeiten aus dem Interviewprojekt

„Jugendarbeitslosigkeit und Jugendberufshilfe“ (Sozialarbeit 1986)

„Leben der Menschen im Altenheim“ (Sozialpädagogik 1987)

„Kindesmisshandlung“ (Sozialarbeit 1988)

„Systemische Arbeit mit Stieffamilien“ (Sozialarbeit 1988)

„Umgang und soziale Hilfen“ (im Bereich der AIDS-Hilfen) (Sozialarbeit 1989)

„Nachzug ausländischer Familienangehöriger aus Nicht-EU-Staaten“ (Sozialarbeit 1989)

„Relevanz heilpädagogischer Theorienbildung“ (Heilpädagogik 1989)

„Alte Menschen als soziales Problem – Wahrnehmungen und Problemlösungsvorschläge unter besonderer Berücksichtigung der Altenhilfe“ (Sozialpädagogik 1990)

„Soziotherapie als Handlungskonzept der Sozialarbeit in der Psychiatrie“ (Sozialarbeit 1991)

„Lebenslagen und Lebenswelten von Frauen in psychosozialen Berufen. Professionstheoretische Überlegungen und Herausforderungen“ (Sozialpädagogik 1991)

„Basale Förderungsmethoden für Schwerbehinderungen“ (Heilpädagogik 1991)

3.6 Systemische Weiterbildung

Im zweiten Jahrzehnt gewann die Hochschule auch ein Profil im Bereich der Weiterbildung: 1983 begann die erste „Systemische Weiterbildung“ an der EFH unter der Leitung der Sozialarbeiterin, Supervisorin und Familientherapeutin Ursula Zinda. Zu den Kursteilnehmer_innen gehörten neben sozialen Berufen auch Ärzt_innen, Pfarrer_innen und Psycholog_innen. Diese Weiterqualifizierung war besonders erfolgreich, sie entwickelte stetig ihr Curriculum als Zertifikatskurs weiter und feierte im Jahr 2008 ihr 25-jähriges Jubiläum mit einem Festvortrag des bekannten Familientherapeuten Prof. Dr. Arist von Schlippe zu Tema „Autorität ohne Gewalt“ (EFH-Aktuell 1/2008, S. 3). Noch heute gibt es diesen Kurs unter dem Namen „Weiterbildung Systemische Beratung und Therapie“.



1984
Anerkennungsjahr im
Schulkindergarten der
Nordmarktschule in
Dortmund.
Projekt: Selbstgebastelte
Schiffe auf dem
nahegelegenen Parkteich
schwimmen lassen.

Aus dem Fotoalbum einer Studentin der Sozialpädagogik 1980-1985



Seminarraum mit Over-Head-Projektor



Nikolausbesuch in einer Lehrveranstaltung

4. Das dritte Jahrzehnt: 1991-2000

4.1. Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen: von der Adressat_in zur Kund_in

In den 90er Jahren etablierten sich neue pädagogische Konzepte in der Sozialen Arbeit, die auch in der Lehre eine bedeutende Rolle spielen, z.B. geschlechtsspezifische, erlebnispädagogische oder subjektorientierte Konzepte, Mediation und Methoden der Partizipation. So überzeugend die fachliche Entwicklung in diesem Jahrzehnt voranschritt, so wirkte sich in den 1990er Jahren aber auch bereits die Schuldenlast der Kommunen negativ auf die Entwicklung aus. Daher verlangten die „Leistungsgewährer“, d.h. die Jugendämter, zunehmend einen Nachweis über den Erfolg und die „Effizienz“ der eingesetzten Kosten: Output-orientierte Steuerung und Sozialmanagement traten neben die sozialpädagogischen Deutungsmuster. Soziale Arbeit wurde nun als „Dienstleistung“ beschrieben, bei der es um die „Zufriedenheit“ der „Kunden“ ging – nicht wie in dem ursprünglichen Konzept der Lebensweltorientierung um die „Emanzipation“ der „Adressatinnen“. Der Ausbau ambulanter Dienste schritt voran, aber dies führte trotzdem nicht dazu – wie von einigen Fachleuten erwartet -, dass die stationären Einrichtungen in der Behinderten- und insbesondere der Erziehungshilfe überflüssig wurden. Ursachen lagen einerseits im erhöhten Beratungsbedarf vieler – auch der Mittelschicht zugehörige - Familien, die zuvor nichts mit der Sozialen Arbeit zu tun hatten, die aber durch die gesellschaftliche Veränderung hin zu einer individualisierten „Risikogesellschaft“ (Beck) Unterstützung z. B. durch Erziehungsberatung in Anspruch nahmen. Andererseits wurden durch diese ambulanten Hilfen auch viele Problemlagen, die früher nicht aufgedeckt wurden, sichtbar gemacht (vgl. zur Dunkelfeldforschung im Bereich der Erziehungshilfe: Goldberg/Schorn 2011).

4.2 Entwicklung der Hochschule

In der Rektoratszeit von Prof. Dr. Gottfried Schmidt³⁹ (1987-1994) wurden regelmäßige „Rektorats-Infos“ eingeführt, ein Kooperationsvertrag mit der Stadt Bochum abgeschlossen und der Verein der „Freunde und Förderer“ gegründet. Auch die Schriftenreihe „Denken und Handeln“ startete, wie auch eine professionell besetzte Druckerei und eine Medienwerkstatt. Hinzu kamen eine EDV-Abteilung, eine Frauenbeauftragte und ein erstes Logo (Festschrift 2010, S. 23).

³⁹ Prof. Schmidt war Psychologe und hatte nach einer Zeit als Betriebspsychologe 1964 die Leitung eines Heimes der Graf-Recke-Stiftung in Düsseldorf übernommen. 1971 kam er als Lehrender in die Abteilung in Kaiserswerth (<https://www.evh-bochum.de/artikel/nachruf-trauer-um-prof-dr-gottfried-schmidt.html>).

1995 begann der Studiengang Pflege mit 25 Studierenden. Im selben Jahr löste Prof. Dr. Ernst-Ulrich Huster (Politikwissenschaftler und seit 1989 an der EFH) Gottfried Schmidt als Rektor ab. Er erinnert sich, dass sich bereits in der „Ära Gottfried Schmidt“ die Hochschule zu einer „stärkeren Verwissenschaftlichung und Akademisierung“ hin entwickelt hatte. Ausdruck davon war auch die Tatsache, dass nun ein erster Hochschulentwicklungsplan und ein erster Forschungsbericht verabschiedet wurden. Die vom Senat 1998 verabschiedeten „Entwicklungslinien“ beschrieben die Notwendigkeit der „Profilbildung der Hochschulen in einem sich verschärfenden Wettbewerb“. Die Bereiche der internationalen und lokalen Kooperation mit Hochschulen und Anstellungsträgern sollten ausgebaut und eine „Schwerpunktbildung“ in den folgenden Bereichen vorgenommen werden:

1. "Soziale Arbeit im Transformationsprozeß",
2. "Pflege- und Gesundheitsbildung",
3. "Organisationsentwicklung sozialer Dienste und sozialraumorientierte Kommunalpolitik" und
4. "Förderung geistig und körperlich behinderter Menschen".⁴⁰

In diesem Jahrzehnt wurde deutlich, dass man in der Hochschulpolitik die Fachhochschulen mit anderen akademischen Einrichtungen stärker gleichstellen wollte. In diesem Prozess habe laut Huster damals auch geholfen, dass (anders als an anderen Fachhochschulen) in einem Fach immer mindestens drei Hochschullehrer_innen vertreten waren, in manchen Fächern wie der Psychologie sogar sechs. Das habe dazu geführt, dass ein intensiver disziplinärer Austausch möglich geworden sei. Die Reihe „Denken und Handeln“ sei damals ein Versuch gewesen, den Kolleg_innen, die noch keine Kontakte zu Verlagen hatten, eine Publikationsmöglichkeit zu geben. Mit zunehmender Akademisierung des Lehrkörpers sei dies in den Hintergrund getreten, sodass später Studierende hier Publikationsmöglichkeiten erhielten (Interview Huster, 1.4.21).

⁴⁰ Entwicklungslinien der EFH RWL, vorgelegt zur Sondersitzung des Senats am 24. September 1998, aus Privatbesitz Huster überlassen.



Publikationsreihe der EFH „Denken und Handeln“

Die Kapelle/Aula in den 1990ern

Marianne Hellmann (Professorin für Heilpädagogik) wurde 1999 erste Prorektorin, es folgte für ein Semester der Juraprofessor Dr. Hans-Jürgen Schimke, der aber dann Bürgermeister von Laer wurde und die Hochschule verließ. 2000 wurde Hildegard Mogge-Grotjahn, Professorin für Soziologie, Prorektorin. 1996 wurde das 25jährige Jubiläum mit hohem Besuch (Rita Süßmuth) gefeiert. Kanzler Meinert prophezeite in der Festschrift, die Phase des Aufbaus und des Wachstums habe nun wohl sein Ende gefunden, wegen begrenzter räumlicher und finanzieller Mittel (Meinert 1996, S. 17). Damit irrte er jedoch. 1998 ging Klaus Meinert in den Ruhestand, es folgte bis 2019 Heike Schmidtchen als Kanzlerin der EFH.

Maßgeblich auf Initiative des Rektors Ernst-Ulrich Huster wurde 1996 in Fortsetzung erster Aktivitäten unter Rektor Schmidt ein Kooperationsvertrag mit der Hochschule im russischen Wologda unterzeichnet. Parallel gab es auch andere Versuche, internationale Kooperationen bspw. mit Florida oder Zwole einzurichten, die allerdings keinen längerfristigen Erfolg hatten. Der Austausch mit Wologda dagegen wurde in das Ostpartnerschaften-Programm des DAAD aufgenommen, 1998 in das Alexander-Herzen-Programm des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (Interview Huster, 1.4.21). Viele Studierende und Lehrende fuhren (und fahren) seitdem zum wechselseitigen Austausch nach Wologda, später auch nach Kursk. Gemeinsame Fachkonferenzen wurden geplant und durchgeführt, auch eine Supervisionsausbildung. Ein gemeinsam verfasstes Wörterbuch für die Soziale Arbeit erschien in drei Auflagen. Teile davon sind schließlich in eine von russischen Kolleginnen und Kollegen edierten Enzyklopädie der Sozialen Arbeit eingegangen.

Und dies alles gelang, obwohl es damals an der EFH noch keine Infrastruktur für internationale Kontakte gab:

„Aber es gab viele interessierte Leute, die mitgemacht haben, etwa 30% der Kolleginnen und Kollegen.“ Auch die Verwaltung hat bei der Bewältigung der Mehrarbeit gut zugepackt – so Huster (ebd.).

In die acht Jahre der Rektoratszeit von Ernst-Ulrich Huster fielen auch sehr viele Verabschiedungen und Neuberufungen: von 53 Professor_innenstellen wurden 23 neu besetzt, was einen „enormen Arbeitsaufwand für Fachbereiche, Senat, Kuratorium etc.“ bedeutete und zu einer „massiven Erneuerung des Lehrkörpers“ führte. In dieser Zeit des Wandels verließen auch die letzten Professor_innen die Hochschule, die in den 1970er Jahren durch die Aufwertung der Fachschulen in Fachhochschulen ohne Promotion in ihre Stellen gekommen waren. Weitere Erneuerungen waren die neue W-Besoldung sowie die ersten Möglichkeiten zur Deputatsermäßigung für Forschungstätigkeiten (ebd.).

4.3 Das Jahrzehnt aus der Perspektive Studierender

In den 1990er Jahren änderte sich durch das Internet nicht nur die Literaturrecherche, sondern auch das Arbeiten an Texten, die nun nicht mehr mit der Schreibmaschine verfasst werden mussten. Auch andere neue technische Möglichkeiten im kreativen Bereich entstanden und: es wurde eine Band gegründet ...



Computerraum in den 1990ern

„Als ich 1997 angefangen habe, da ... wurde gerade der Computerraum eröffnet. Da standen sechs Rechner mit einem Diskettenlaufwerk und da haben wir uns reingeschubst und festgestellt, dass es sowas gibt wie ein Internet. (...). Und dann hieß es im ersten Semester: ‚Könnt ja mal gucken im neuen Raum. Im zweiten Semester hieß es, wir können ja mal gucken bei Hausarbeiten, wenn ihr mal dieses Internet benutzt. Im dritten Semester ...wäre ganz schön, dass ihr auch mal so ein Verweis aufs Internet habt.“ (Student der Sozialpädagogik 1997-2000)



„Damals (um 2000) war schon die technische Ausstattung sehr gut: wirklich ein Fotostudio nutzen zu können. Damals Video lernen zu können, schneiden zu können. Also wirklich „Hands-on“- Sachen mitzukriegen.“ (Student der Sozialpädagogik 1997-2001)



„Ich kannte irgendwie vier, fünf Griffe und der Hausmeister konnte vier bis fünf Griffe und dann war da noch der ... Professor für Musik. Die Combo setzte sich zusammen aus Mitarbeitern, Studierenden und Dozenten. Deshalb hieß die auch STUMIDO. 1998 war der erste Auftritt auf einem Sommerfest.“ (Andreas Beckmann, Mitarbeiter seit 1997)

Sommerfest mit STUMIDO-Band

Themen der Abschlussarbeiten aus dem Interviewprojekt

„Psychosoziale und ethische Aspekte von krebskranken Kindern und ihren Familien“ (Heilpädagogik 1994)

„Gesundheitsförderung – ein neues Arbeitsfeld der Sozialen Arbeit“ (Sozialarbeit 1994)

„Wohnbedürfnisse von jungen Erwachsenen“ (Sozialpädagogik 1994)

„Wohnraumschaffung für Menschen mit geistiger Behinderung. (Sozialpädagogik 1996)

„Snoezelen – eine heilpädagogische Methode“ (Heilpädagogik 1999)

„Spiel und Bewegungen und neue Wege in der vorschulischen Pädagogik in Kindergärten“ (Sozialpädagogik 2000)

„Qualitätsmanagementsysteme in der Sozialen Arbeit (Sozialpädagogik 2000)



„Wir waren ...von den Studiengebühren, die damals eingeführt werden sollten, ... überhaupt nicht begeistert und haben da richtig Rabatt gemacht. (...) Also und eine Aktion war, dass wir im Dezember 1997 halbnackt durch die Bochumer Innenstadt gelaufen sind (...) Wir sind da rumgetanzt wie die Wilden. Also, viele, die auf diesem Bild sind, haben jetzt höhere Positionen im evangelisch-kirchlichen Bereich. (...) Es hat ja auch damals ein bisschen was geholfen, weil die Studiengebühren ja erstmal nicht eingeführt wurden, zumindest da noch nicht.“ (Studentin Sozialpädagogik 1994 bis 1998, Gemeindepädagogik 1999-2002)

Artikel in der BILD-Zeitung 4.12.1997

FOCUS



**Forschungsgruppe
Computer und
soziale Arbeit**

an der
**Evangelischen Fachhochschule
Rheinland-Westfalen-Lippe
Bochum**

Publikation der „Forschungsgruppe Computer und Soziale Arbeit“

5. Das vierte Jahrzehnt: 2001-2010

5.1 Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen: Ökonomisierung und Etablierung

Im ersten Jahrzehnt des Jahrtausends änderte sich mit der Idee des „aktivierenden Sozialstaats“ Wesentliches im Bereich des Sozialwesens. Durch die Hartz-IV-Gesetze von 2005 wurde die „Hilfe zur Arbeit“ nach dem Bundessozialhilfegesetz (BSHG) und die Arbeitslosenhilfe nach dem Sozialgesetzbuch (SGB III) zusammengelegt. Insbesondere für ältere Arbeitnehmer_innen bedeutete dies einen Verlust von Ansprüchen. In verschiedenen Lehrveranstaltungen der EvH wurden zu dieser Zeit die Auswirkungen kritisiert. Das in der neuen Sozialgesetzgebung propagierte Konzept des „Fordern und Förderns“ wurde auch in anderen Bereichen der Sozialen Arbeit zum Schlagwort. Öffentlich finanzierte Hilfen im Bereich der Arbeitsförderung wurden gebunden an die Herstellung von Arbeitsbereitschaft und -fähigkeit. Dies hatte Folgen für diejenigen, die auf diese Weise nicht zu integrieren waren, die aber häufig Klient_innen der Sozialen Arbeit sind und nun zunehmend – im Vergleich zu den 1970er/80er Jahren - wieder selbst für ihr Scheitern verantwortlich gemacht wurden (Lessenich 2008, S. 88f.). Die mit der Dienstleistungsorientierung der 1990er Jahre einhergehende Idee, dass Soziale Arbeit ein herstellbares Produkt darstellt, führte folgerichtig zur Forderung nach Qualitätssicherung. Im Vorlesungsverzeichnis des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts finden sich daher nun auch regelmäßig LVs zu „Qualitätsentwicklung und – management“.

Die Zahl der sozialpädagogischen Fachkräfte stieg weiter kontinuierlich an. Allein im Bereich der Jugendhilfe hatte sich die Zahl der Mitarbeitenden von 1974 bis 2007 auf über 500.000 verdoppelt und war damit quantitativ fast auf dem Niveau der Lehrkräfte angekommen (Rauschenbach 2010, S. 26). Nicht nur quantitativ wuchs der Bereich, sondern auch die Professionalisierung war weiter vorangeschritten. 2006 hatten 80% der Beschäftigten in der Kinder- und Jugendhilfe eine Fachausbildung, 30 Jahre zuvor war es nur knapp die Hälfte gewesen (ebd.). Allerdings waren zeitgleich die hinzugewonnenen Arbeitsplätze prekär geworden, d. h. viele waren befristet und oder lediglich Teilzeitstellen.

Durch die Aufarbeitung von Gewalt und Missbrauch auch in sozialpädagogischen Einrichtungen wurde der Blick stärker auf die traumatisierenden Folgen erlebter Gewalt gerichtet. Mit neuen traumapädagogischen Konzepten wurde der Versuch unternommen, belastende Lebensereignisse bereits in der Kindheit, d.h. im Rahmen der Heimerziehung und der Pflegefamilien zu thematisieren und zu bearbeiten (Weiß 2004). Auch zu dieser Thematik gab es später erstmals Lehrveranstaltungen an der Hochschule.

5.2 Entwicklung der Hochschule im Bereich Struktur und Studiengänge als Folge der Bolognaform

Das vierte Jahrzehnt der EFH war geprägt durch bedeutende Veränderung des Studiums und der Organisationsstrukturen: Zuerst wurden 2003 die Studiengänge Sozialarbeit und Sozialpädagogik zum neuen Diplomstudiengang „Soziale Arbeit“. Die zwei Fachbereiche Sozialarbeit und Sozialpädagogik wurden zeitgleich zusammengelegt – dies war von Sigrid Willemsen bereits 1971 vorgeschlagen worden. Auch die Fachbereiche Pflege und Heilpädagogik vereinigten sich. Der religionspädagogische Studiengang sollte 1979 auf Beschluss des Kuratoriums zunächst in einen Weiterbildungsstudiengang mit nur drei Semestern umgewandelt werden – gegen studentischen Protest (Interview Maaser, 25.5.20). Es blieb aber ein sechs Semester dauernder Studiengang „Theologie-Religionspädagogik“ weiter aufrechterhalten, daneben entstand der Zusatzstudiengang „Religions- und Gemeindepädagogik“, der als Aufbaustudiengang für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik konzipiert wurde (Vorlesungsverzeichnis WS 1984/85, S. 64ff.).

Im neuen Diplomstudiengang „Soziale Arbeit“ änderten sich die Fächerkombinationen: jetzt mussten einerseits alle Studierenden Ästhetische Bildung und Erziehungswissenschaft belegen (was die Sozialarbeiter_innen nicht, bzw. kaum mussten) sowie andererseits Sozialverwaltung und mehr Recht studieren (was wiederum die Sozialpädagog_innen früher nicht, bzw. kaum mussten).

2003 erhielt die EFH erstmals den Namenszusatz „University of Applied Sciences“

Ebenfalls im Jahr 2003 beendete Prof. Dr. Ernst-Ulrich Huster seine achtjährige Zeit als Rektor, der Psychologieprofessor Dr. Jürgen Mahrenbach folgte ihm im Amt bis 2007. Von da an war Prof. Dr. Gerhard Schäfer (seit 1998 Professor für Gemeindepädagogik und Diakoniewissenschaften) 10 Jahre lang Rektor. Unterstützt wurde er in den ersten Jahren von Prorektorin Prof. Dr. Hildegard Mogge-Grotjahn (Forschung und Weiterbildung) und Prorektor Prof. Dr. Sigurd Hebenstreit (Lehre), nach 2011 von Prof. Dr. Florian Gerlach und Prof. Dr. Jan Friedemann.

In Bezug auf die Finanzierung wurde von Seiten der Ministerien auch in NRW – wie in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen zu dieser Zeit – zunehmend auf Wettbewerb auch unter den Hochschulen gesetzt. Kriterium für Qualität wurde nun auch, wie viel Prozent der Studierenden ihr Studium in Regenzzeit absolvieren konnten (Ev. Fachhochschule 2011, S. 32). Im Rahmen der Verhandlungen über eine Weiterführung des Ersatzschulfinanzierungsgesetzes NRW wurde die Refinanzierung für die Studierendenzahlen des 1.- 6. Semesters festgelegt.

Vor Beginn der Rektoratszeit von Gerhard Schäfer waren von der CDU/FDP-Regierung unter Jürgen Rüttgers Studiengebühren eingeführt worden. Die Hochschulen konnten bis zu 500 Euro pro Semester erheben. Der Senat der EFH und das Kuratorium beschlossen die Einführung von 300 Euro zum

Sommersemester 2008, nach heftigen Protesten der Studierenden (s.u.), auch um konkurrenzfähig zu bleiben. Da die Gebühren sozialverträglich gestaltet werden sollten, wurde eine paritätisch besetzte Kommission eingesetzt, die über Ausnahmeregelungen⁴¹ wie über die Verwendung der Gelder entschied. Diese wurden u. a. für längere Öffnungszeiten der Hochschulbibliothek, Buchanschaffungen sowie für eine neu eingerichtete Beratungsstelle (BISS) ausgegeben. Daneben wurde ein „International Office“ eingerichtet (zur Organisation von Auslandskontakten für Lehrende und Studierende) sowie Personal für die im Zuge der Bolognareform notwendig gewordenen administrativen Aufgaben der Studienorganisation und Evaluation eingestellt. Schließlich wurde die räumliche Situation sukzessive verbessert. Rückblickend beurteilt Gerhard Schäfer die damalige Debatte um die Studiengebühren so:

„Das Thema ist auf den Tisch gekommen, und es blieb auf dem Tisch: dass die Hochschulfinanzierung defizitär ist und dass die Hochschulen mehr Mittel, und zwar Grundmittel brauchen. Das ist das Verdienst dieser Debatte. Die SPD hat die Studienbeiträge dann wieder abgeschafft, aber in gleicher Weise den Hochschulen die Qualitätsverbesserungsmittel zur Verfügung gestellt, auch uns. Und dann kamen die Hochschulpakete, die auch damit zu tun hatten, dass klargeworden ist, es wird mehr Studierende geben. (...) An unserer Hochschule hat das Thema Studiengebühren m. E. dazu geführt, dass wir zum ersten Mal ... gezwungen waren, strategische Überlegungen anzustellen und sehr präzise zu analysieren und zu planen, was wir mit welchen Mitteln, warum, tun wollen. Damit begann aus meiner Sicht eine Art strategischen Denkens, die ich zuvor in unserer Hochschule so nicht erlebt hatte.“ (Interview Schäfer, 11.6.21)

Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Master

Zwischen 2006 und 2008 mussten sich im Zuge der sog. „Bolognareform“ alle Studiengänge umstrukturieren, d. h. aus Diplom- wurden Bachelor- und Masterstudiengänge. Diese wurden fortan auch nicht mehr im Ministerium genehmigt, sondern durch privatwirtschaftlich arbeitende, aber gemeinnützige Agenturen akkreditiert. Hierzu mussten Studienprofile und Modulhandbücher von der Hochschule erarbeitet und eingereicht werden. Die Beschreibung der Module sollte sich dabei auf die im Studium zu erwerbenden Kompetenzen und auf Veränderungen in den Berufen des Sozial- und Gesundheitswesens beziehen (Jahresringe 2007, S. 8 ff.).

⁴¹ „Befreiungs- und Reduktionsregelungen sind für Studierende mit Kindern vorgesehen. Studierende, die kranke Angehörige pflegen, Studierende mit Behinderungen und erkrankte Studierende, deren Beeinträchtigungen zu einer Verlängerung der Studienzeit führen, erhalten ebenfalls eine Befreiung oder Ermäßigung. Reduktionen sind auch vorgesehen für die studentische Beteiligung an Organen der EFH sowie für die Mitarbeit in den Gremien der studentischen Selbstverwaltung.“ (Jahresringe 2007, S. 14)

Das 2006 erlassene nordrhein-westfälischen Hochschulfreiheitsgesetz bedeutet zeitgleich einen Rückzug des Landes aus der Fachaufsicht. Die staatliche Anerkennung durfte von den Hochschulen selbst - nun auch ohne Anerkennungsjahr - nach dem Studienabschluss selbst vergeben werden. An der EFH wurden aus den bestehenden Diplomstudiengängen die Bachelor-Studiengänge: "Soziale Arbeit", "Heilpädagogik", "Pflege" und „Gemeindepädagogik und Diakonie" entwickelt, 2007 akkreditiert und zum Wintersemester 2007/2008 eingeführt. Neu hinzukam im Bachelor die „Elementarpädagogik" (feierliche Eröffnung 2009 EFH-Aktuell 1/2009, S.1).

Aus dem gemeindepädagogischen Zusatzstudiengang wurde eine Doppelqualifikation, welches eine „kategorial andere“ (Interview Schäfer, 11.6.21) Studienstruktur bedeutete, weil er die Möglichkeit bot, sowohl einen BA in Sozialer Arbeit wie auch einen BA in Gemeindepädagogik und Diakonie innerhalb von acht Semestern zu erwerben, egal mit welchem BA man begonnen hatte. Dies gelang durch die Schaffung von polyvalenten Modulen, d.h. von Modulen, welche in zwei Studiengängen anerkannt werden. Dadurch sollten den Studierenden mehr berufliche Optionen eröffnet werden. Durch die Planung an diesen und anderen neuen Studiengängen stellte sich die Frage, welche weiteren Studienangebote die Hochschule im nun möglich gewordenen „konsekutiven“, also aufbauendem Studium, d.h. in Bezug auf Masterstudiengänge, planen sollte.

Da es zuvor keine Masterstudiengänge gegeben hatte, setzte ein Diskussionsprozess über mögliche Schwerpunktsetzungen in diesen neuen Studiengängen ein. Zunächst war auch unklar, ob ein Master nur in Kooperation mit einer Universität durchgeführt werden kann, diese Pläne wurden aber im Ministerium aufgegeben. Im Ergebnis entstanden an der EFH die Masterstudiengänge „Management in sozialwirtschaftlichen und diakonischen Organisationen (M.A.) und „Soziale Inklusion: Gesundheit und Bildung“ (SIGB), die ebenfalls akkreditiert wurden. Bei der ersten feierlichen Eröffnung eines Masterstudiengangs an der EFH wurde dies vom Rektor als „Meilenstein“ in der Entwicklung der EFH bezeichnet (EFH-Aktuell 2/2008, S. 3).

Im Bachelor Soziale Arbeit wurde das „Fächerstudium“ durch ein klar aufeinander aufbauendes Modulstudium ersetzt. Zuvor hatten die Studierenden hintereinander, aber frei nach Wahl alle in der Studienordnung genannten Fächer mit einer Prüfung abzuschließen. Im Bereich der „Sozialen Arbeit“ waren das 10 Fächer: Erziehungswissenschaft, Soziologie, Psychologie, Ästhetische Bildung, Sozialverwaltung, Recht, Sozialmedizin, Ethik, Didaktik/Methodik der Sozialpädagogik/Praxis der Sozialarbeit. Das Studium umfasste acht Semester und danach noch ein Anerkennungsjahr. Mit der Einführung des Bachelor-/Mastersystems wurden einige Fächer zu Modulen zusammengefasst, andere änderten ihren Fokus auf eine Methode oder ein Handlungsfeld.

Aus Sicht der damaligen Prorektorin, Hildegard Mogge-Grotjahn, hatte die Modularisierung für die inhaltliche Ausrichtung des Lehrangebotes den Vorteil, dass sich die Lehre mehr interdisziplinär und auf die beruflichen Anforderungen orientieren konnte. Seit dem Wandel von der Fachschule zur Fachhochschule waren viele Lehrende aus einer universitären Sozialisation gekommen. An Universitäten ist es wichtig, sich im eigenen Fach zu profilieren. Daher vertreten viele Lehrende, wenn sie an eine Fachhochschule kommen, zunächst ihre Universitätsdisziplin *im „Kleinformat ... , also wie an der Uni, nur ein bisschen kleiner, enger gefasst.“* Entgegen diesem Ansatz ist es aber – so Mogge-Grotjahn - notwendig, das eigene Fach *„als einen möglichen Zugang zu etwas gemeinsamen Dritten zu betrachten und ... zu fragen, was hat das für eine Bedeutung für die Soziale Arbeit.“*

Einige hätten zwar nach wie vor eine Gefahr darin gesehen, dass ihre fachspezifische Art zu denken und zu argumentieren verloren geht, wenn man diesem Verständnis folgt, aber die Modularisierung sei eine große Chance gewesen, weil sie stärker als früher dazu genötigt habe, sich interdisziplinär auf Inhalte zu verständigen, die für die Soziale Arbeit relevant sind. (Interview Mogge-Grotjahn 16.4.21).

Mit der Einführung der Modularisierung verdoppelte sich auf einen Schlag die Zahl der Prüfungen für die Studierenden – obwohl das Studium nun zwei Semester gekürzt wurde und das Anerkennungsjahr wegfiel. Aus Sicht der Verwaltung stieg die Zahl der zu verbuchenden Prüfungen bis zum Ende des Jahrzehnts durch die Einführung der neuen Studiengänge sogar von 1900 pro Semester auf ca. 5500, was von Seiten der Verwaltung lediglich etwas durch die Vereinfachung des Rückmeldewesens aufgefangen werden konnte.⁴²

Aus einem relativ freien Studium – wie es die früheren Studierenden erinnern – wurde nun ein zeitlich eng getaktetes Studium mit mehr Prüfungsdruck. Mehrere Interviewpartner_innen aus dem Befragungsprojekt kritisierten den Wegfall des Anerkennungsjahres, fast alle verbanden damit wichtige berufliche Erfahrungen, auch – oder gerade – wenn sie nicht in dem Praxisfeld blieben:

„Das Anerkennungsjahr war mir sehr wichtig, weil ich gelernt habe aus dem Studium heraus langsam Verantwortung zu übernehmen. ... verwaltungsmäßig zu denken und zu handeln auf der einen Seite, aber auch mit einer Vielzahl von Klientelgruppen zu tun zu haben.“ (Student der Sozialarbeit 1985-1989)

Am Ende des Jahrzehnts verließen dann die letzten „Diplomierten“ und die ersten „Bachelor“- und 2010 auch „Masterabsolvent_innen“ die Hochschule (EFH-Aktuell 1/2010, S. 7)

⁴² Auskunft Michael Keller, langjähriger Mitarbeiter im Studierendensekretariat, 30.4.21.

Evaluation der Studiengänge als neue Herausforderung

Mit den neuen, akkreditierten Studiengängen kam auch die Pflicht zur geregelten Evaluation der Studiengänge, dessen Ergebnisse bei der nun vorgeschriebenen regelmäßige „Reakkreditierung“ bei den Agenturen vorzulegen waren. Auch Evaluationen von Lehrveranstaltungen, von Modulen und der Studieneingangsphase wurden nun zur Regel. Erste Auswertungen der Studierendenbefragung wurden 2008 vorgestellt. Insbesondere die überfüllten Seminarräume wurden bemängelt, daneben eine mangelhafte Transparenz der Anforderung bei den Modulprüfungen. Insgesamt waren aber die Studierenden zu 82% mit den Lehrveranstaltungen „voll“ oder „überwiegend“ zufrieden (EFH-Aktuell 2/2008, S. 2, zum Vergleich: auch 2014 sind knapp 84% rückblickend mit dem Studium zufrieden, EFH-Aktuell 1/2014, S. 8).

5.3. Die Evangelische Fachhochschule im neuen hochschul- und kirchenpolitischen Kontext nach der Bolognareform

Im Zuge der Bolognareform entstanden eine Reihe neuer privatwirtschaftlich organisierter Hochschulen mit Bachelor- und Masterstudiengängen. Einige davon wurden an diakonischen Einrichtungen oder kirchlichen Hochschulen eröffnet, so auch in Kaiserswerth, deren sozialpädagogische Ausbildungsstätte 1971 in die Gründung der EFH einging. Hier kann man - gebührenfinanziert - „Soziale Arbeit“ und „Elementarpädagogik“ studieren. In Bethel wurde die Fachhochschule der Diakonie gegründet. An der Kirchlichen Hochschule Wuppertal-Bethel entstand ein Masterstudiengang im Bereich des Diakonimanagements, der dem Masterstudiengang Management in sozialwirtschaftlichen und diakonischen Organisationen der EvH ähnelt.

Gerhard Schäfer nimmt diese Entwicklungen, die er während seiner Rektoratszeit miterlebte, kritisch, aber auch mit Gelassenheit wahr:

„Die Gründung der neuen Fachhochschulen war kirchen- und bildungspolitisch mit markanten Irritationen verbunden. Neben die von den drei evangelischen Landeskirchen getragene, vom Land refinanzierte EvH traten private, von diakonischen Unternehmen ins Leben gerufene, gebührenfinanzierte Fachhochschulen. Damit entstanden neue Konkurrenzsituationen. Freilich sind die Potentiale hier und da höchst unterschiedlich. Die spezifische Herausforderung für die EvH lag und liegt darin, ihr Profil – gerade in den Feldern Diakonie und Gemeindepädagogik – zu schärfen und ihre Stärken noch deutlicher zur Geltung zu bringen: Hochschule als Ort umfassender Bildung, Verschränkung von Lehre und Forschung, regionale und internationale Vernetzung etc.“

Das damalige Argument bei der Gründung der neuen diakonischen Hochschulen, die EvH erfülle die Bedarfe der Diakonie nicht, hielt und hält Schäfer allerdings für nicht

berechtigt. Bei der Gründung der EvH 1971 sei es den evangelischen Landeskirchen „erstaunlicherweise gelungen“, eine gemeinsame Strategie und Bildungsidee zu entwickeln, was man „historisch nicht hoch genug einschätzen“ könne. In den Jahren nach der Bolognareform habe sich allerdings wieder „die Tendenz zur Fragmentierung“ durchgesetzt (Interview Schäfer, 11.6.21).

5.4 Neue Projekte und Institutionen

Das Mentoring-Programm des „Vereins der Freunde und Förderer“

Der Verein war zunächst von Rektor Gottfried Schmidt 1989 gegründet worden, um in der Adventszeit Ehemaligentreffen zu organisieren. Später förderte er internationale Kontakte, richtete die Absolvierendenfeiern aus und ab 2004 organisierte er ein Mentoringprogramm, in dem Berufsanfänger_innen von Berufserfahrenen in einem Tandem ein Jahr regelmäßig unterstützt werden. Mit 12 ehemaligen Studierenden startete das Projekt (EFH-Aktuell 4/2005, S. 1 und 3/2009, S. 8). Insbesondere nach dem Wegfall des Anerkennungsjahres sah der Verein darin eine gute Möglichkeit, dieses wenigstens in Ansätzen zu kompensieren. 2013 hatten 60 Studierende das Mentoring-Projekt mitgemacht (EFH-Aktuell 2013, S. 7). Leider musste das Projekt nach ein paar Jahren eingestellt werden. Zwar war die Bereitschaft von Vereinsmitgliedern, die noch im Berufsleben waren, groß, sich in den Tandems zu engagieren, aber es gab immer weniger Studierende, die Interesse daran hatten. Hildegard Mogge-Grotjahn, die damals das Projekt begleitete, resümiert: *„Es gab auch einen Frust, dass die Absolvent_innen nicht das wollten, was sich die Mentor_innen ausgedacht hatten. Es ist an der Praxis gescheitert, nicht am Konzept.“* (Interview Mogge-Grotjahn 16.4.21)

Der Verein, der aus über hundert (ehemaligen) Studierenden, Lehrenden, Mitarbeitenden aus Verwaltung sowie kirchlichen Organisationen und diakonischen Einrichtungen zusammengesetzt ist, besteht bis heute (<https://www.evh-bochum.de/foerderverein.html>) und engagiert sich weiter im Bereich der finanziellen Unterstützung von Initiativen der Hochschule wie die Lernwerkstatt, Deutschlandstipendien oder das Studienpionierprojekt.

Internationale Kooperation

Neben die 1997 begonnene Kooperation mit Wologda und Kursk, die im vierten Jahrzehnt weiter ausgebaut wurde, traten 2007 nun auch Lehrenden- und Studierendenaustausche mit der Universidade da Amazônia in Belém (Brasilien), die über das Austauschprogramm des DAAD finanziert wurden (EFH-Aktuell 2/2008, S. 5). Auch eine Kooperation mit der Universität in Kapstadt (Südafrika) startete (ebd., 3/2008, S. 4). Um die zunehmende Arbeit rund um internationale Kontakt zu bewältigen, wurde 2009 ein „International Office“ eingerichtet.

2009 wurden noch einige andere Institutionen geschaffen oder ausgebaut:

- die **Heilpädagogische Ambulanz**, die bereits von Marianne Hellmann 1989 aufgebaut wurde, erweiterte das Beratungs- und Unterstützungsangebot für Kinder und Jugendliche mit Lernschwierigkeiten oder mit Entwicklungsbeeinträchtigungen im sozial-emotionalen Bereich⁴³
- das **Institut für Forschung und Transfer**, das Lehrende bei der Beantragung und Durchführung von Drittmittelprojekten unterstützen soll, wurde gegründet und
- die **Beratungsstelle BISS** (Beratung und Information für Studierende und Studieninteressierte) bot Studierenden bei Ängsten, psychischen oder Suchtproblemen sowie chronischen Erkrankungen Hilfe an (EvH-Schlagzeilen 2019 zum 10jährigen Jubiläum).⁴⁴

Weiterer Ausbau der EDV: Internet, Homepage und Moodle

Studierende und Mitarbeitende erinnern sich, dass es zu Beginn der 2000er Jahre noch ganz andere, sehr begrenzte, technische Möglichkeiten und Vorgehensweisen rund um „dieses Internet“ gab:

„Da gab es einen ganz kleinen Computerraum, oder zwei kleine Computerräume. Von Zuhause aus hat man sich noch mit dem Modem eingewählt.“ (Studentin der Heilpädagogik 2001-2005)

„Damals ...gab es einen Raum mit 11-Zoll-Monitoren, Apple-Rechner, ein Netzwerk, das bestand nur aus zwei Telefonkabeln. Und der allgemeine Tenor bei den Lehrenden 1997 war: ‚Wir lehren hier Soziale Arbeit und da brauchen wir keine Computer.‘ Aber die EFH hatte schon einen Internetanschluss über das deutsche Forschungsnetzwerk. (...) Bis 2002/2003 hatten wir dann schon tausend Studierenden, die die Rechner benutzt haben. (...) Dann habe ich die erste Homepage gemacht für die EFH, die hat sich dann immer vergrößert. Und dann das Moodle-System, das heute noch existiert.“ (Andreas Beckmann, Mitarbeiter seit 1997)

⁴³ Die HPA wird im Rektoratsbericht 2007 erstmals erwähnt. Hier wird über eine Evaluation von 2002-2007 berichtet (Ev. Fachhochschule 2007, S. 34). Auf der Homepage der EvH ist zu lesen, sie ist heute ein „Lernort für Studierende sowie ein gern genutztes Angebot für Unterstützung suchende Eltern und Kinder über die Grenzen des Stadtgebietes von Bochum hinaus. Zunehmend wird die HPA auch von Erzieher_innen und Lehrer_innen als Anlaufstelle für kollegiale Beratung aufgesucht bzw. kontaktiert. Geschätzt wird insbesondere vermehrt die Möglichkeit, eine umfassende Diagnostik an neutraler Stelle zu erhalten, wodurch eine unbefangene Rückmeldung zu den Entwicklungsaufgaben eines Kindes und seiner Familie geleistet wird.“ (Rektoratsbericht 2019, S. 36)

⁴⁴ Zu den Hauptproblembereichen in der studentischen Beratung zählten 2011 Studierende mit (Prüfungs-) Ängsten, depressiven Zuständen und großen Schwierigkeiten in der Studienabschlussphase (Rektoratsbericht 2011, S. 20)



Homepage vor 20 Jahren

Im Wintersemester 2008/2009 ging die Lernplattform Moodle (Modular Object-Oriented Dynamic Learning Environment) erstmals an der EFH an den Start. Im ersten Semester nutzten es bereits 1476 Studierende 58 Lehrkräfte. Es gab 166 Kurse. Um die vielen Fragen rund um Nutzung und Einrichtung dieser neuen „E-Learning“ Möglichkeit zu beantworten, wurden nun E-Tutor_innen ausgebildet und eingesetzt (EFH-Aktuell 2/2009, S. 5)

Verwaltungsreform

Die oben geschilderten neuen Aufgaben, welche die Hochschule in diesem Jahrzehnt übernahm, betrafen auch die Verwaltung, in der nun deutlich mehr Mitarbeiter_innen beschäftigt waren. Eine Reform der Struktur wurde diskutiert und umgesetzt. Zwischen Rektorat und die verschiedenen Abteilungen wurden fünf Dezernate geschaffen, die noch heute existieren (EFH-Aktuell3/2009, S. 5).

Weil die Gleichung „Fachbereich = Studiengang“ durch die Bolognaform ungültig geworden war, veränderte sich auch die akademische Selbstverwaltung. Neben die bestehenden Gremien und Ämter traten neue. Es gab nun Studiengangsleiter_innen sowie Modul- und Studiengangskonferenzen, Zum Wintersemester 2011/2012 wurde dann der Fachbereich Gemeindepädagogik und Diakonie aufgelöst, da die mit einem eigenen Fachbereich verbundenen Aufgaben zusätzlich zu denen von Studiengangsleitung und Modulverantwortung mit nur 3 ½ hauptamtliche Lehrenden nicht länger bewältigt werden konnten. Der Studiengang Gemeindepädagogik und Diakonie wurde integriert in den Fachbereich I, der daraufhin „Soziale Arbeit, Bildung und Diakonie“ hieß.

5.5 Das Jahrzehnt aus Sicht der Studierenden

Aus Sicht der befragten Studierenden waren es vier Ereignisse, die besonders erinnert wurden: die Streiks gegen Studiengebühren 2002 und 2007, die Jubiläumsfeier zum „Krüppeltribunal“, wo Prof. Degener mit einigen der Studierenden ein Treffen mit den Mitstreiter_innen aus ihrer Jugend organisierte (Studentin Heilpädagogik 2001-2005), die Hartz 4 Reformen und das selbst erbaute und organisierte Studierendencafé Krinitzky, das 2003 entstand. Zwei Ehemalige erzählten, wie das Café seinen Namen bekam:

„Wir haben die Semesterferien dafür genutzt, diesen Raum umzugestalten und da haben wir so ´ne Theke da reingebaut, (...) Und dann sind wir immer ins Bauhaus gefahren und haben uns da Sachen zuschneiden lassen und der Typ, der uns die Sachen zugeschnitten hat, das war so ein total schräger Vogel und der hieß mit Nachnamen ‚Krinitzki‘.“ (Studentin der Sozialpädagogik 2000-2004)

Die andere Studentin erinnerte noch, dass sich Herr Krinitzky *„immer um ein paar Millimeter verrechnet oder falsch geschnitten hat.“* Auch das sei ein Grund für die Namensgebung gewesen. (Studentin der Heilpädagogik 2001-2005).

In Bezug auf die Diskussion der Hartz-Reformen erinnerte eine andere Studentin:

„Das waren die sogenannten Hartz-Reformen und das haben wir rauf und runter diskutiert und es gab irgendwie kein Seminar, wo man nicht „aktivierender Sozialstaat“ - und wenn es aus der ästhetischen Perspektive war - analysiert hat. (...) Das war richtig wie so ein Auftrag, (das) auch als Sozialarbeiterin ... verstehen zu müssen ... Dann war das ...sofort verknüpft damit, eine Haltung zu entwickeln, die sich ganz anwaltschaftlich an die Seite der Klient_innen stellt.“ (Studentin der Sozialen Arbeit 2004-2008)

An die Streiks gibt es folgende Erinnerungen:

„Das war 2002. Der erste große Streik. (...) Damals hat die Landesregierung die Studiengebühren einführen wollen, und hat sie dann auch irgendwann. Und dagegen sind in allen möglichen Unis die Studenten in den Streik gegangen.“ (Studentin der Heilpädagogik 2001-2005)

Konnten die Studiengebühren 2002 zunächst noch abgewehrt werden, wurden sie im Sommersemester 2008 eingeführt – begleitet von lautstarken und vielfältigen Protestaktionen (z.B. Besetzung der Aula über mehrere Tage):

„Wir haben also eine Woche die Veranstaltungen niedergelegt. Die allermeisten hauptamtlich Lehrenden haben da mitgezogen. (...) Dann gab es Demos und wir haben hier Bildungsleichen irgendwie auch in den Vorgarten gelegt und die Bildung zu Grabe getragen und solche Geschichten gemacht. (Studentin der Sozialen Arbeit (Diplom) 2004 bis 2008 und des Masters Sozialmanagement 2009-2012)

Bis zum Sommersemester 2011 blieben die Studiengebühren bestehen. Die neu gewählte rot-grüne Landesregierung schaffte sie wieder ab und übernahm die Ausgaben für die Qualitätsverbesserungen der Lehre. Die nicht-staatlichen, refinanzierten Hochschulen in NRW wurden allerdings erst nach Protesten (auch der

staatlichen Hochschulen, die sich solidarisch zeigten) in die Mittelvergabe einbezogen.⁴⁵

Interessanterweise wirkte die Differenz von Sozialarbeit/Sozialpädagogik (und Heilpädagogik) in der Wahrnehmung der Studierenden noch bis in dieses Jahrzehnt:

„Wir (haben) uns eingeredet, dass man ...an der Kleidung erkennt, wer studiert Sozialarbeit, wer studiert Sozialpädagogik und ..., dass man natürlich erst recht an den gefilzten Schlüsselanhängern erkennt: wer studiert Heilpädagogik. Das war damals ein ganz, ganz großer Unterschied zwischen den Sozialarbeitenden und den Sozialpädagogen bei uns. Die Sozialpädagogen waren ... so der Mittelweg zwischen den Heilpädagogen und den Sozialarbeitenden. Also es war schon das Klischee, dass die Sozialarbeitenden tendenziell Cordhosen tragen und rauchen. (...) Wir haben uns tatsächlich eingeredet, dass wir uns gegenseitig erkennen...an der Kleidung und an der Art und Weise wie wir agieren. Das war gerade in AStA und StuPa natürlich spannend.“ (Studentin der Sozialpädagogik 1999-2004).

Themen der Abschlussarbeiten aus dem Interviewprojekt

„Die Flüchtlingspolitik Deutschlands und der europäischen Union“ (Sozialpädagogik 2002)

„Konzepte von Drogenkonsumräumen“ (Sozialpädagogik 2004)

„Altenarbeit mit Menschen mit Behinderung“ (Sozialpädagogik 2004)

„Externalisierende Verhaltensstörungen und deren Auswirkungen auf die soziale Position innerhalb der Klasse“ (Heilpädagogik 2005)

„§8a SGB VIII und seine Bedeutung für die Jugendhilfe“ (Soziale Arbeit 2008)


„Der DGB und die Hartz-Reform“ (Soziale Arbeit 2008)

⁴⁵ Der damalige Rektor Gerhard Schäfer erinnert sich: „Wir haben deutlich zum Ausdruck gebracht: Wir müssen beteiligt werden, wir verstehen uns als Teil des öffentlichen Bildungswesens und bilden aus wie die Hochschulen in staatlicher Trägerschaft. Wir und die katholische Hochschule tragen ca. 20% der Ausbildung in der Sozialen Arbeit, das ist erheblich, das ist essenziell. Wir lassen uns mit Standards anderer Hochschulen messen und scheuen den Wettbewerb an dieser Stelle nicht. Es ist gelungen, das plausibel zu machen, und (...) wir haben dann die Solidarität und Unterstützung aus den anderen staatlichen Hochschulen bekommen. Die haben ... der Ministerin gesagt, es gibt keine Gründe, die vier refinanzierten da rauszunehmen. Zum ersten Mal ist das bei den Qualitätsverbesserungsmitteln gelungen und so ist das auch mit den Hochschulpakten gewesen und jetzt wird das jedenfalls in NRW nicht mehr in Frage gestellt. Das war ein Prozess über 10 Jahre, um das zu verankern ... (Interview Schäfer 11.6.21)

„Schulische Gesundheitsförderung im Vergleich zur betrieblichen Gesundheitsförderung“ (Soziale Arbeit)

„Die Integrationsfachdienste, als Instrument zur beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung“ (Soziale Arbeit 2009)

„Sprechen und Verstehen als Basiskompetenzen der Sozialen Arbeit“ (Soziale Arbeit 2010)


EVANGELISCHE FACHHOCHSCHULE RHEINLAND-WESTFALEN-LIPPE
- University of Applied Sciences

Belegbogen

Sommersemester: _____ Wintersemester: 02/03 Fachsemester: 5

Matrikel-Nr.: _____ Studiengang: _____

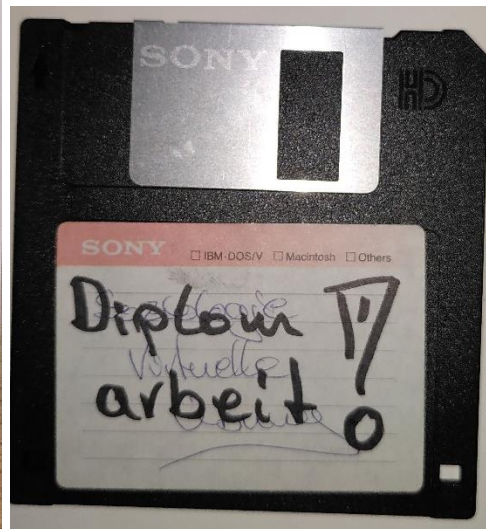
Name: _____ Vorname: _____

Nr. im Vorlesungsverzeichnis	Name des/der Lehrenden	Fach	Genauere Bezeichnung und Themen der Vorlesungen (V), Seminare (S), Übungen, Arbeitsgemeinschaften (AG)	Wochenstunden
2.010	Feldmann	DA	Sympotakologische und psychosoziale Beratung als Hilfe zur Lebensbewältigung	2
2.011	Feldmann	DA	Weg von Wasser zum Berg: von der Theorie Praxis sozialer Arbeit	2
2.105	Mayser	EW	Ausgewählte Kapitel aus der Geschichte von Erziehung und Sozialisation	2
2.106	Mayser	EW	Theorie und Philosophie von Erziehung	4
2.103	Mayser	EW	Verhaltensauffälligkeiten bei Kindern	1
2.215	v. S.	A.B.	Kunst von freizeitlehrern, außerschulern und Lehrern	2
1.200	Wohlfahrt	V+O	Einführung i.d. Sozialmanagement	2
1.201	Wohlfahrt	V+O	Grundzüge d. Sozialverwaltung	2
1.202	Wohlfahrt	V+O	Sozialpolitik, Bedeutung von Selbsthilfe, Sozialer Arbeit, Soziale Arbeit	2
SoSe03 2.010	Feldmann	DA	Lebendige Veru. + Profession, Beruf, Ausbildung, Identität, Sozialität und ihre Bedeutung i.d. Soz. Arbeit	2
2.011	Feldmann	DA	Lebendige Veru. + Profession, Beruf, Ausbildung, Identität, Sozialität und ihre Bedeutung i.d. Soz. Arbeit	2
2.217	v. S.	A.B.	Relevanz ästhetischer Theorien für soz. Arbeit	2
2.216	v. S.	A.B.	Kolloquium zur Vorbereitung auf die FP	2
			⇒ FH-Segeln 25.-30.03. ←	

Bochum, den

Unterschrift des/der Studenten/in:

EVANGELISCHE FACHHOCHSCHULE RHEINLAND-WESTFALEN-LIPPE
43119 BOCHUM TELEFON +49 (0) 234 - 3 690-0 TELEFAX +49 (0) 234 - 3 690-100 E-MAIL efb@efh-bochum.de



6. Das fünfte Jahrzehnt: 2011-2020

6.1 Allgemeine Entwicklung im Sozialwesen

Das im Jubiläumsjahr zu Ende gehende zweite Jahrzehnt des zweiten Jahrtausends stellte die Soziale Arbeit aufgrund von neuen Kommunikationstechnologien vor ganz neue Herausforderungen. Die Verbreitung von internetfähigen Smartphones wie auch von Google, Twitter, YouTube und Facebook, die alle um 2010 verfügbar wurden, veränderten und verändern die Sozialisationsbedingung und die Nachrichtenkultur. Handys lenkten nun Studierende in Seminaren ab, manchmal klingelten sie unvermittelt. Aber gleichzeitig erschlossen die sozialen Medien auch neue Möglichkeiten der Vernetzung unter den Studierenden. Facebook- und später Whats-App-Gruppen entstanden, heute gehören sie zum Studienalltag, insbesondere in der Corona-Pandemie, die ab dem Frühjahr 2020 das gesamte Hochschulleben ins Internet verlegte. Die seit 2020 gewonnenen Erfahrungen im Bereich der Online-Lehre werden auch die Zukunft der Lehre nachhaltig prägen.

Eine andere Entwicklung, die für das Arbeitsfeld der Studierenden und für eine christliche Hochschule relevant ist, stellte die Verbreitung privatwirtschaftlich organisierter Träger in vielen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit dar. Sie gingen (und gehen) in Konkurrenz zu Diakonie und Caritas, aber auch zu AWO und anderen gemeinnützigen Vereinen des DPWV. Christliche Hilfemotive der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit wie auch das aus der Arbeiterbewegung kommende Solidarprinzip spielen immer weniger eine Rolle für die Profession. In der Konkurrenz mit privatwirtschaftlichen Trägern wurden reine Kosten-Nutzen-Kalküle manchmal zum dominierenden Kriterium erfolgreicher Hilfen erhoben. Wo dies geschah, konnten sich auch überwunden geglaubte pädagogische Methoden (wie z.B. Erbrochenes essen zu müssen oder fixiert zu werden) im neuen (oft therapeutischen) Gewand vereinzelt durchsetzen, besonders wenn es zusätzlich an Supervision, Entlastung - und an Offenheit der Institutionen fehlte (Lorenz 2020). Vorkommnisse dieser Art zeigen, dass Institutionen, die mit vulnerablen Gruppen arbeiten, nicht nur in der Vergangenheit in Gefahr standen, Menschenrechte zu verletzen, sondern dass die Prävention übergreifigen und demütigenden Verhaltens als eine dauernde Aufgabe verstanden werden muss.

Es gab auch Bewegungen in diesem Jahrzehnt, die die Rechte der Klient_innen Sozialer Arbeit stärkten. Dazu gehörte die aus der UN-Menschenrechtsdebatte kommende Inklusionsbewegung. Statt Hilfe forderten behinderte Menschen Anfang des Jahrtausends immer mehr Selbstbestimmung durch Assistenz. Die Inklusionsdebatte förderte daneben auch die Frage nach Konzepten gegen gesamtgesellschaftliche Exklusionsprozesse durch Armut oder Migration (Kuhlmann/Mogge-Grotjahn/Balz 2018). Der Fokus auf behinderte Menschen rückte 2015 in den Hintergrund, als geflüchtete Menschen in hoher Zahl Deutschland erreichten und die schon Jahre zuvor in der Jugendhilfe bekannte Problematik der unbegleiteten, minderjährigen Geflüchteten eine neue Dimension erreichte. Die EvH

antwortete in ihrem Leitbild auf diese Entwicklungen mit der dort an prominenter Stelle stehenden Orientierung am Ziel der sozialen Inklusion.

6.2 Räumliche Entwicklung der Hochschule

Die neuen Studiengänge und das Anwachsen der Studierenden und Verwaltungsmitarbeiter_innen machten die Raumnot erneut deutlich, sodass 2009 eine neue viergeschossige Erweiterung des Seminargebäudes geplant wurde, die 2012 fertig gestellt werden konnte. In einem Anbau wurden auch neue Büros für die zunehmende Zahl der Lehrenden untergebracht. Daneben entstanden zwei neue Computerräume mit einigen rollstuhlgerechten Arbeitsplätzen, ein neuer Raum der Stille und zwei große Vorlesungsräume. 2016 kam der „Musikpavillon“ im hinteren Bereich der Hochschule hinzu.

Trotzdem reichte der Platz noch immer nicht aus, denn im letzten Jahrzehnt stieg die Studierendenzahl von ca. 2000 auf über 2400 – auch bedingt durch die Teilnahme an Förderprogrammen des Landes (Hochschulpakete). Anlass war zunächst der doppelte Abiturjahrgang, der nach der Verkürzung der Gymnasialzeit auf 8 Jahre (sog. G 8, 2005 beschlossen) zum Wintersemester 2013/14 an den Hochschulen ankommen sollte.⁴⁶ Für neu geschaffenen Studienplätze konnte die EFH Mittel aus dem „Hochschulpakt II“ beanspruchen, einem Förderprogramm des Bundes und der Länder, welches vor dem Hintergrund steigender Studiennachfrage zusätzliche Mittel für einen quantitativen Ausbau bereitstellte.

Neben neuen Räumen für Lehrende und Studierende mussten zunehmend Drittmittelprojekte untergebracht werden, da die Hochschule den Forschungsbereich ebenso kontinuierlich ausbaute – wie auch den Weiterbildungsbereich: gebührenfinanzierte Studiengänge (Bachelor Pflege- und Gesundheitsmanagement, Master Personenzentrierte Beratung) entstanden.

Am Ende des Jahrzehnts wurde erneut ein neuer Bauabschnitt fertig: Nachdem das Dozierendengebäude (ehemaliges Internat) einen vierten Stock erhalten hatte, wurde auf das Dach der Bibliothek ebenfalls ein neues Stockwerk gesetzt. In der Zeit der Umbauphase ab Wintersemester 2012/13 musste viele Lehrende ihr Büro mit einem Zimmer in einem Container auf dem Parkplatz tauschen. Als diese endlich geräumt werden konnte, gab es eine „Kunstaktion“ während des Sommerfestes 2013.

⁴⁶ Die bisherige Deckelung der Studierendenzahl auf 2000 hätte auf Wunsch des Landes entfallen können. Trotzdem schrieben sich nicht mehr als 2000 Studierende im Winter ein, allerdings ein bisheriger Höchststand, der ein Jahr später auf 2240 angewachsen war, vgl. Ev. Fachhochschule 2013, S. 1 und S. 31.



„Containerkultur“



Publikation von Masterthesen des Studiengangs „Soziale Inklusion: Gesundheit und Bildung“

Zu den vielen baulichen Neuerungen gehörte schließlich 2018 auch der Umbau der Mensa, der von Lehrenden und Studierenden sehr begrüßt wurde. Die Mensa war in den Erinnerungen einiger Studierende der Wunde Punkt der EFH/EvH. So erinnerte sich ein Befragter zwar an gute räumliche Möglichkeiten, aber auch an „einen Horroreindruck, das war die Mensa, die da im Keller war.“ (Student der Sozialarbeit 1985-1988) Und noch Jahre später erinnerte sich auch eine andere Studentin an die „total dunkle, muffelige Mensa“, die „sehr heruntergekommen“ war (Studentin der Heilpädagogik 2001-2005).

Immer mehr Menschen, die die Hochschule jahrzehntelang prägten, gingen in diesem Jahrzehnt in den Ruhestand. Allein 2011 gab es 13 Neuberufungen von hauptamtlich Lehrenden. Neben Lehrenden verließen auch langjährige Verwaltungsangestellte wie der Drucker Horst Gerszewski, die Hochschulen. Er rechnete zum Abschied aus, dass er in den 22 Jahren seiner Dienstzeit in der Hausdruckerei 65 Millionen Blatt Papier mit einem Gewicht von knapp 3.000.000 Tonnen ausgedruckt hatte (EFH-Aktuell 1/2014, S. 7).

6.3. Umbenennung in EvH und neue Projekte

2014 beschloss der Senat die Umbenennung der Evangelischen Fachhochschule (EFH) in Evangelische Hochschule (EvH), die dann 2016 stattfand. Im Hintergrund stand die Weiterentwicklung in Folge des „Bologna-Prozesses“ und damit eine stärkere Angleichung an die Universitäten. Forschung und Transfer, Weiterbildung und internationale Kooperationen (z. B. mit der brasilianischen Universität in Belem oder mit Südafrika) waren als Aufgaben hinzugekommen. Insgesamt setzte sich der Sprachgebrauch „Hochschule für angewandte Wissenschaften“ (HAW) immer mehr durch.

Promotionsförderung und Fachkongresse

Mit den Masterstudiengängen rückte auch die Förderung von Absolvent_innen in den Blick, die promovieren möchten. 2013 fand in der EFH das erste Bochumer Promotionskolloquium in Kooperation mit der Deutschen Gesellschaft für Soziale Arbeit mit Silvia Staub-Bernasconi als Hauptrednerin statt, das seitdem jedes Jahr durchgeführt wird (EFH-Aktuell 2/2014, S.4 berichtete über den Vortrag von Hans Thiersch während des zweiten Promotionskolloquiums). Ebenfalls 2013 fand der Fachkongress „Menschen-Recht Inklusion“ zur Frage der Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention mit der Diakonie RWL gemeinsam statt.

Zu den neuen Projekten der EvH gehörte 2014 BODYs, das „Bochumer Zentrum für Disability-Studies“ (EFH-Aktuell 2/2014. S. 2.)

Im Bereich des Studiums wurde ab 2011 ein neues Studienprogramm entwickelt: „Bachelor & More“. Absicht war es, den allgemeinen persönlichkeitsbildenden Aspekten der Hochschule mehr Raum zu geben. Hierzu heißt es im damaligen Rektoratsbericht:

„Zukünftig können Studierende im Rahmen dieses Zusatzangebots fachliche und überfachliche Zusatzqualifikationen erwerben, die einerseits der beruflichen Profilierung und andererseits der persönlichen Bildung dienen. Das Programm versteht sich als Zusatzangebot für die Studierenden aller Bachelorstudiengänge, die über das Bachelorstudium hinaus zusätzliche allgemeinbildende Studienangebote wahrnehmen wollen.“ (Ev. Fachhochschule 2011, S. 8).

Internationale Kooperation

Die internationale Kooperation weitete und vertiefte sich: 2011 wurde an der EFH eine „Projektgruppe Internationalität“ gegründet. Außerdem fand in diesem Jahr die 2. Internationale Sommerakademie zum Thema „Auf dem Weg zur Inklusion“ statt (die erste war im Jahr zuvor in Kursk und Wologda mit den russischen Partnerhochschulen als dreijähriges Pionierprojekts geplant und durchgeführt worden). In Bochum trafen sich dann erneut Lehrende und Studierende aus Russland, Brasilien und Südafrika mit Studierenden und Lehrenden der EFH.

2015 fand in Bochum ein Internationales Forum mit 120 internationalen Gästen (Lehrende und Studierende) aus den Partneruniversitäten u.a. aus Südafrika, Russland, Brasilien und der Türkei statt. Zu den internationalen Kooperationen kam eine Universität im Nordirak hinzu. Immer mehr Studierende gingen für ihr Praktikum (insbesondere nach Afrika) oder für ein Semester ins Ausland, häufig zu den Partnerhochschulen. Zur Werbung hierfür gibt es seit 2010 eine jährlich stattfindende „Go out“ – Veranstaltung, bei der die Studierenden von ihren Auslandserfahrungen berichten.

Weitere Projekte

Zu Beginn des WS 13/14 begann die „Studierwerkstatt“ ihre Arbeit. Sie sollte Studierenden, die Schwierigkeiten bei der Bewältigung des Studiums haben, durch zusätzliche Veranstaltungen u. a. im Bereich der Propädeutik, Tutorien und Arbeitsgruppen helfen. Ähnlich motiviert war das Programm der „Studienpioniere“, das von der Stiftung Mercator und dem Stifterverband der deutschen Wissenschaft ausgeschrieben war und für das die EFF ab 2014 eine Förderung erreichen konnte. Zielgruppe waren Studierende aus nichtakademischen Elternhäusern, z. B. mit Migrationshintergrund, die ebenfalls zusätzliche Unterstützung (u.a. „Schreibwerkstätten“, „Debattierclubs“) erhielten. Verbunden waren die finanziellen Mittel der Strukturförderung der Hochschule auch mit Stipendien für 18 Studienpioniere.

2017 erhielt die EvH die Auszeichnung „Innovative Hochschule“ und konnte verschiedene Projekte zum wissenschaftlichen Transfer im Sinne von partizipativer Forschung u. a. im Bereich von Behinderung und Wohnungslosigkeit starten.

Zu den neu in Angriff genommenen Projekten dieser Zeit gehörten aber auch zwei, die dann leider scheiterten. Ein gebührenfinanzierter Masterstudiengang „Leitung in der Erziehungshilfe“, der gemeinsam mit Trägern der Diakonie entwickelt und 2014 feierlich eröffnet worden war (EFH-Aktuell 1/2014, S. 1), musste wegen Mangel an Teilnehmer_innen aufgegeben werden, ebenso der zunächst erfolgreich gestartete gebührenfinanzierte Masterstudiengang „Personenzentrierte Beratung“ (ebd., S. 4).

6.4 Die erste Frau als Rektorin der EvH und ein Blick auf das Verhältnis von Frauen und Männern unter den Lehrenden in den letzten 50 Jahren

2017 gab es wieder einen Wechsel im Rektorat. Prof. Dr. Gerhard K. *Schäfer* schied aus, neu gewählt wurde die Professorin für Ethik, Dr. Dr. Sigrid Graumann - erstmals in der Geschichte der EFH/EvH eine Frau. Bei der Fachhochschulgründung waren von den 36 hauptamtlich Lehrenden 11 Frauen (davon acht im FB 1, der alten Sozialschule), also immerhin ein Drittel. Das Verhältnis verschlechterte sich in der Folge zunächst. 1991/92 gab es 53 hauptamtlich Lehrende, davon 39 Professor_innen, von denen nur sechs Frauen waren, also nur 15% (VV 1991/92, S. 181ff.). Zehn Jahre später war der Anteil der Frauen nur um einen Prozentpunkt gestiegen. Erst zwanzig Jahre später, also 2011, waren 25% der Professor_innen weiblich, bei den Lehrkräften für besondere Aufgaben waren es die Hälfte, zusammen trotzdem nur ein Drittel wie schon bei der Gründung der Hochschule (VV 2010/2011, S. 258 ff.).

Vor diesem Hintergrund ist es als Erfolg der letzten Jahre zu werten, dass es zur 50-Jahr-Feier unter den hauptamtlich Lehrenden und wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen 47 Frauen und 35 Männer gibt. Das Verhältnis von Professorinnen zu Professoren ist 50:50. An der EvH studieren aber auch immer noch – wie auch

am Anfang – deutlich mehr Frauen (75:25) als Männer. Wenn also dieses Verhältnis abgebildet werden sollte, müssten die Professorinnen noch mehr werden.

6.5. Das Jahrzehnt aus Perspektive der Studierenden

Aus dem letzten Jahrzehnt gibt es auch Erinnerungen an neu hinzugekommene Angebote, beispielsweise an „Bachelor-and-More“- Seminare. Eine Studierende fand Angebote, wie in einer Band zu spielen oder Gebärdensprache zu lernen „echt cool“. (Studentin BA Soziale Arbeit 2015-2018). Auch gab es nun erste Absolvent_innen der Masterstudiengänge. Hier konnten Studierende Fragen, die ihnen im Bachelorstudium wichtig geworden waren, weiter vertiefen und dies wurde auch genutzt:

„Man hat eben einen so machtvollen Beruf, dass ... eine persönliche Reflexion natürlich auch wichtig ist, ... aber auch eine Reflexion auf der ... sozialpolitischen Ebene. (...) Und dann kommt natürlich noch der ganze berufspolitische Aspekt dazu, dass man ... erklären kann, warum Soziale Arbeit ... eben auch Geld kostet und Geld kosten muss und was Qualität an der Stelle bedeutet. Das sind diese ganzen Anschlussfragen. Die haben sich ... durch meinen Master gezogen.“ (Studentin Master Management 2009-2011)

Themen der Abschlussarbeiten aus dem Interviewprojekt

„Die Rolle der Diakonie als zivilgesellschaftlicher Akteur“ (Master Management 2011)

„Das gesellschaftliche Bild von Menschen mit körperlicher und geistiger Behinderung am Beispiel der Reihe Tatort“ (Soziale Arbeit 2015)

„Die Situation von Migrantinnen und Migranten im Übergang von der Schule in den Beruf“ (Soziale Arbeit 2015)

„Essstörungen im heilpädagogischen Kontext der tiergestützten Therapie“ (Heilpädagogik 2015)

„Kultur, Migration und Gender im Fokus Sozialer Arbeit“ (Soziale Arbeit 2017)

„Offene Kinder- und Jugendarbeit und Ganztage in der Schule- eine Herausforderung“ (Soziale Arbeit 2018).

„Medienkompetenzvermittlung in den stationären Erziehungshilfen“ (Soziale Arbeit 2019)

7. Was gleich oder ähnlich blieb in 50 Jahren Studium

Auf den vorhergehenden Seiten wurden bereits Ergebnisse der Befragung ehemaliger Studierender benannt, soweit sie für die jeweiligen Jahrzehnte typisch waren. Im Folgenden soll nun zusammenfassend einiges zur Sprache kommen, was über fünfzig Jahre hinweg gewisse Kontinuitäten aufwies. So wurde die Frage nach den Motiven für ein Studium der Sozial-, Heil-, Gemeindepädagogik oder Sozialarbeit und für die EFH/EvH über Generationen hinweg häufig ähnlich beantwortet.

7.1 Gründe für das Studium

„Ich komm so ‘n bisschen aus der evangelischen Jugend ...“ (Student der Sozialarbeit 1978-1981)

Gute Vorbilder

Gut die Hälfte der interviewten ehemaligen Studierenden hatten vor dem Studium Erfahrungen in der Jugendarbeit, wiederum zur Hälfte in der kirchlichen, manchmal aus der Jugendverbandsarbeit (z.B. Pfadfinder). Die dortigen Gruppenleiter_innen waren Vorbilder und so kamen viele auf die Idee, auch das zu studieren, was ihre Vorbilder studiert hatten. Aber nicht nur aus der Jugendarbeit kamen die Rollenmodelle, sondern auch aus der Sozialarbeit:

„Mein Vater, der wollte immer, dass ich Lehrerin werde, sauberer, anständiger Beruf und mit guten Heiratschancen – hatte er immer gesagt. und Sozialarbeiterin? Watt willst du dir immer das Elend ankucken. Aber ich wollte das immer sehr gerne und es gab auch in der Familie eine ... Fürsorgerin ... ich kannte noch eine Sozialarbeiterin, die bei Krupp arbeitete und die Frauen gefielen mir gut.“ (Studentin der Sozialarbeit 1971-1974)

Bei manchen hatten die Vorbilder auch Vorzüge, die nichts mit Sozialer Arbeit zu tun hatten

„Ich kannte jemanden in einer höheren Klasse, der hat später Sozialarbeit studiert, der hat mich immer sehr beeindruckt. Wahrscheinlich eher, weil er der erste an der Schule war, der mit dem Motorrad kam.“ (Student der Sozialarbeit 1975-1979)

Gesellschaftspolitische Motive

Besonders in den 1970er, aber auch danach gingen viele in die Soziale Arbeit, mit dem Anspruch die Gesellschaft zu verbessern. Das Milieu der Studierenden beschreiben sie im Rückblick so:

„Diese FDP-Fraktion mit Pullunder die gab's da nicht. (...) Das Rechtste waren die Grünen. (...) Nach links war das offen.“ (Student der Sozialarbeit 1988-1992)

Schon äußerlich könne man die Studierenden der EFH/EvH erkennen, wenn auch das Styling sich über die Jahre modifizierte und sich der jeweiligen Mode anpasste.

Diese drückte aber häufig auch eine gesellschaftskritische Haltung aus. So erinnert ein Student:

„Also ich hatte früher die lila Haare und den Wollpulli.“ (Student der Sozialpädagogik 1997-2000)

Aufstiegsmöglichkeit für den Erzieher_innenberuf

43% der befragten Studierenden hatten zuvor eine Berufsausbildung gemacht, die meisten von ihnen eine Erzieher_innenausbildung. Viele gaben an, dass sie – teilweise nach einigen Praxisjahren – das Bedürfnis hatten, weiter zu lernen.

Mit Menschen arbeiten – anderen Menschen helfen

Die meisten, die in einen sozialen Beruf gehen, geben als Motiv daneben an, sie wollten Menschen helfen, weil sie daran Freude haben.⁴⁷ Manchmal erreichten sie ihr Ziel über Umwege. Bei Männern war es häufig der Zivildienst (bis zu seiner Abschaffung 2010), der sie davon überzeugte, einen helfenden Beruf zu wählen:

„Mein Vater ... hat damals gesagt: ‚Du wirst alles in deinem Leben, aber kein Sozialarbeiter.‘ Dann bin ich tatsächlich den Weg meiner Eltern erstmal gegangen. (...) Habe dann aber festgestellt, das Einzige, was dir wirklich Spaß macht in deinem Leben, das war der Zivildienst in einem Alten- und Pflegeheim und wirklich die evangelische Kinder- und Jugendarbeit.“ (Student der Sozialarbeit 1997-2001)

Eigene Leid-, aber auch Hilfeerfahrungen

Eine nicht geringe Zahl an Studierenden möchte im Studium und im späteren Beruf auch eigene biographische Erfahrungen weitergeben. So berichtete eine Befragte (Studentin der Sozialen Arbeit 2015-2018), dass sie selbst im Heim aufgewachsen, mit 18 zu früh entlassen wurde und ein Jahr auf der Straße lebte. Trotzdem gelang ihr eine Ausbildung zur Erzieherin und schließlich das Studium. Eine andere Studentin benannte das Motiv, anderen zu vermitteln zu wollen, wie man Leid überwinden kann:

„Meine Kindheit war sehr schwer ... Und ich musste mich, ja, ziemlich durchbeißen oder vieles auch ertragen, erdulden, und hab für mich einen Weg gefunden, hab das auch verarbeitet und hab gedacht, weil ich ein sehr positiver, optimistischer Mensch

⁴⁷ Dies stellt eine Kontinuität in der Berufsmotivation über die Jahrzehnte dar: auch in der Studie von 1981 hatten 80% der ehemaligen Studierenden angegeben, dass sie einen Beruf suchten, „der es ihnen ermöglichte mit Menschen zu arbeiten“ (Willemsen/Müller 1981, S. 98). Auch spielten schon damals Aufstiegsmöglichkeiten aufbauend auf den Erzieher_innenberuf und positive ehrenamtliche Erfahrungen aus der Jugendarbeit eine bedeutende Rolle.

bin, dass ich das auch anderen weitergeben könnte. Das war erstmal so meine Überlegung.“ (Studentin der Sozialarbeit 1991-1994)

7.2 Gründe für das Studium an der EFH/EvH

Der gute Ruf

Über ein Viertel aller Befragten erzählte unaufgefordert, der gute, der „beste“ oder auch der „sensationelle“ oder „herausragenden Ruf“ der evangelischen (Fach-)Hochschule hätte sie motiviert, sich dort zu bewerben.

„Damals hatte die EFH Bochum den Ruf, dass sie die Sozialarbeiter gut ausbildet in den Gebieten Recht, aber auch Psychologie und Methoden. Das war sehr psychoanalytisch geprägt und wir hatten ja keine Ahnung davon, was das ist, Psychoanalyse und so, aber es hatte einfach einen guten Ruf.“ (Student der Sozialarbeit 1977-1980)

Auch wenn sich die Gründe für den guten Ruf mit der Zeit änderten, er blieb über die fünf Jahrzehnte konstant, wie die Zitate aus den weiteren Jahrzehnten belegen:

„Ich habe es auch immer wieder von Arbeitskollegen oder Kollegen gehört, die selber da auch studiert haben, ... und es ist auch so, dass in der Öffentlichkeit, also ... bei den Arbeitgebern es sehr gut ankommt, wenn man in Bochum studiert hat. Das ist definitiv so!“ (Student der Sozialpädagogik 1995-2000)

„Als ich gesagt hab, ich habe da studiert, (habe ich) gehört: ‚Oh, die haben ja einen guten Ruf.‘ Oder sowas wie: ‚Da bist du reingekommen?‘“ (Studentin der Sozialen Arbeit 2004-2008)

„Der Abschluss ist einfach eine Menge Wert, wenn man von der EvH kommt und nicht von irgendeiner anderen Hochschule ...“ (Student der Sozialen Arbeit 2004-2009)

„Ein ... ausschlaggebendes Kriterium (für die Wahl der EFH, C.K.) war ... natürlich damals auch schon die Qualität der evangelischen Fachhochschule.“ (Student der Sozialen Arbeit 2005-210)

Familiäre Atmosphäre

Genauso oft wie der gute Ruf wurde auch die familiäre Atmosphäre, die – wie es jemand nannte „Wohnzimmeratmosphäre“ gelobt. Die meisten Befragten erinnerten sich, daran, dass es überschaubar war, „wie an einer Grundschule“. Es habe eine Nähe zwischen Studierenden, aber auch zu den Dozent_innen bestanden, die viel persönliche Kontakte ermöglichten. Leicht spöttisch merkte ein Befragter an:

„Ich sage es mal sozialpädagogisch: Ja, es war kuschelig.“ (Student der Sozialpädagogik 1997-2001)

Auch einzelne Personen aus der Lehre, aber auch aus anderen Bereichen der Hochschule wurden namentlich erinnert:

„Dozenten und Studenten waren ja wie eine große Familie. Frau K. leitete damals noch die Cafeteria, und die Mensa. Das war so diejenige, die alles und uns auch immer bemutterte und betreute.“ (Student der Sozialarbeit 1982-1986)

Insbesondere die Freundschaften, die zu Beginn des Studiums geschlossen wurden, hielten oft jahre-, manchmal lebenslang an. Nicht wenige Partnerschaften sind entstanden:

„Ich fand mein erstes Semester sehr schön und aufregend. Wo auch das Tutorium einen großen Teil zu beigetragen hat. Es war einfach ... ein guter Start. Darüber habe ich ... auch meine heutige Frau kennengelernt. Genau das ist natürlich so das private Highlight des Studiums.“ (Student der Heilpädagogik 2015-2018)

Und selbst wenn die Verbindungen nicht so eng waren oder locker geworden waren, trifft man sich gerne wieder:

„Wenn man dann irgendwo auf Tagungen ist oder Kollegen trifft oder so, dann ist so was wie: Ach, ich kenne dich doch vom Sehen oder so. Und dann braucht man nur sagen: EFH Bochum? Und schon fällt man sich in die Arme.“ (Student der Sozialarbeit 1977-1980)

Diese Verbundenheit und die Wertschätzung der positiven Atmosphäre wurden über alle Jahrzehnte geäußert, auch die Lehrenden wurden hier eingeschlossen:

„Ich hatte ... den Eindruck, dass immer, wenn ich in einer Sprechstunde bei einem Dozenten oder einer Dozentin war, dass mir da weitergeholfen wurde und dass wirklich auch geguckt wurde, dass man auf mich als Studierende jetzt irgendwie auch individuell eingeht ... (...) Auch die Art, wie uns der Lehrstoff vermittelt wurde, dass ... unsere Fragen immer beantwortet wurden“ (Studentin der sozialen Arbeit 2011-2015)

Viele wünschten sich, einmal wieder die EvH besuchen zu können – auch um ihre besondere „Luft“ zu schnuppern:

„Also ich wüsste gerne, ob die EvH noch genauso riecht wie damals. Also ... damals gab es so einen Linoleumboden, so einen ganz komischen Boden und dann gab es immer so einen Geruch aus der Cafete und der war irgendwie so Kaffee und Systemspülmaschine ...“ (Sozialpädagogik 1998-2002)



Studierendenausweise aus den 1990er Jahren (freundliche Überlassung Ehemaliger)

Menschenbild

Bei den Befragten, die aus der evangelischen Jugendarbeit kamen oder sonst mit der Kirche sehr verbunden waren, spielt die evangelische Trägerschaft auch eine Rolle bei der Ortswahl, wenn auch der Prozentsatz über die Jahrzehnte wegen der allgemeinen Säkularisierungstendenzen abgenommen haben könnte. Viele unterschreiben aber insbesondere die Werte und die Haltungen, die an der EFH/EvH vermittelt wurden:

„Also das Menschenbild, was verkörpert wird, kommt meinem sehr nahe. Ich bin jetzt nicht diakonisch unterwegs, missionarisch, aber das Menschenbild, also das christliche Menschenbild ist mir sehr nahe.“ (Studentin der Sozialpädagogik 1993-1996)

Manchen half die EFH, sich von sozialrassistischen Menschenbildern abzugrenzen, insbesondere, wenn diese auch in der Familie vertreten wurden:

„Sie müssen wissen, dass ich noch einen Vater hatte, der selber bei der Hitlerjugend war und ich mit meinem Vater ... gebrochen hatte, weil der sagte: ‚Was du da machst, mit diesen Kindern, das hätte man früher in einen Schornstein gesteckt.‘ (...) Für mich ... waren die gleichwertig, ... Wir hatten da auch Ethik (...). Dass ich darauf zurückgreifen konnte und dachte, es ist richtig, wie ich denke und was ich spüre.“ (Studentin der Heilpädagogik 1981-1984)

Praxisnähe

Viele der Interviewten berichteten, dass für sie ein Universitätsstudium nicht in Frage gekommen wäre, vor allem wegen der dort vermuteten oder erlebten mangelnden Praxisnähe. Sie erinnerten häufig und gerne Seminare, die einen starken Praxisbezug aufwiesen:

„Mit einem Seminar sind wir auch ins Gefängnis gefahren und ... haben mit den Knackis da was gemacht. Das war eine super Erfahrung ...“ (Studentin der Sozialpädagogik 1983-1987)

Daneben wurden auch längerfristige Projekte lobend erwähnt:

„Es gab das Projekt ‚Stadtteil Grumme‘, ...wo sehr viele alte Menschen wohnten, und da gab es mit einmal auch kein Geschäft mehr und nichts. Und (die Dozentin) hat praktisch mit Studenten und dem dortigen Pfarrer ...den Stadteilladen neu belebt. Es gab dann wieder einen Einkaufsladen, es gab ein Beratungsangebot. Da wurde sehr viel entwickelt, den gibt es bis heute und der ist sehr vorbildlich. (Die Dozentin) hat mich dann praktisch in dieses alles, ... Verein gründen und so weiter und so weiter, Stadtteilkonferenzen machen, eingeführt. Das ist ja praktisch auch die heutige Quartiersarbeit.“ (Studentin der Sozialarbeit 1991-1994)

In einem anderen Interview wurde die heilpädagogische Ambulanz lobend hervorgehoben, da sie *„einen ganz großen Beitrag“* zum Praxistransfer leiste und *„einfach eine ganz tolle Institution ist.“* (Student der Heilpädagogik 2015-2018)



Cafeteria und Foyer in den 1990er Jahren

7.3 Gemeinschaft erleben: Einführungswoche und anderes

Wie erwähnt, spielt die Gemeinschaft unter den Studierenden eine besondere Rolle in den Erinnerungen. Nach spontanen Erinnerungen gefragt, geben die meisten die Einführungswoche an (die es allerdings in der Anfangszeit der EFH noch nicht gab). Sie wurde vom Asta organisiert und von den älteren Semestern teilweise durchgeführt – in einigen Jahren mit gruppendynamischer Qualifikation durch Lehrende angeleitet:

Bescheinigung

Frau Heike Kehl hat während ihres Studiums zur Diplom-Sozialarbeiterin an der Konzipierung, Vorbereitung und Durchführung von Einführungswochen für Studienanfänger und -anfängerinnen mitgearbeitet.

Das gruppensdynamische Konzept dieser Einführungsveranstaltungen setzt bei den mitarbeitenden Studentinnen voraus, daß diese während ihres Studiums bereits Grundkenntnisse in der Arbeit mit Gruppen erworben haben.

Frau Kehl hat sich diese Kenntnisse durch Theoriestudium, Selbsterfahrungs- und Supervisionsprozesse sowie gruppensdynamische Trainings erworben. Das Maß ihres Engagement ging weit über das Pflichtlehrangebot hinaus.

Die Tätigkeit als studentische Mitarbeiterin in der Einführungswoche setzt außerdem die Fähigkeit voraus, mit anderen Kommilitonen in einem Team zu planen und zu koordinieren. Hier zeigte sich Frau Kehl sowohl durchsetzungsfähig als auch kompromißbereit und kooperativ.

Die praktische Tätigkeit im Studententeam umfaßte folgende Aufgaben:

- Mitwirkung bei der Konzepterstellung
 - Planung und Koordination
 - Leitung einer Kleingruppe von 8 bis 12 Studienanfängern und -anfängerinnen
 - Reflexion im Team der studentischen Mitarbeiter
 - Auswertung der Einführungswoche
 - Anleitung und Einführung neuer studentischer Mitarbeiter
- außerdem
- Co-Leitung bei gruppensdynamischen Blockseminaren unter meiner Leitung

Vereinzelt äußerten zwar männliche Studenten aus früheren Jahrzehnten, sie seien nicht so der „Typ für Wolle werfen“ und gezwungenes Bier-trinken-gehen (Student der Sozialarbeit 1984-1985) gewesen oder ihnen sei das „Anfassen im Kreis“ „ein bisschen hopplahopp“ gegangen (Student der Sozialarbeit 1994-98). Die große Mehrheit, insbesondere aus den letzten zwei Jahrzehnten, war begeistert davon, wie schnell man dort gefunden habe:

„Die Einführungswoche war super stark, um mit den anderen in Kontakt zu kommen. (...) Da sind Freundschaften entstanden.“ (Studentin der Heilpädagogik 2001-2005)

„Ich habe am ersten Tag der Einführungswoche zwei Kommilitoninnen kennengelernt, die heute noch zu meinen besten Freundinnen zählen.“ (Studentin der Sozialen Arbeit 2004-2008)

„Ich kann mich sehr gut erinnern an die erste Situation, wie wir im großen Hörsaal saßen und per Süßigkeiten, die wir aus einem Topf gezogen haben, in Gruppen eingeteilt wurden, um halt dann auch Kontakte zu anderen Mitstudenten zu bekommen.“ (Studentin der Sozialen Arbeit 2004-2009)

„... und ja laute Musik und alle hatten gute Laune, also das war sofort am Anfang, war man aufgeregt und dann war man da und man war einfach drin“ (Studentin Soziale Arbeit 2015-2018).

Später wurde die Einführungswoche erweitert und es wurden auch „Erstfahrten“ organisiert: *„Ich bin damals aus Köln gekommen und kannte das mit den Erstfahrten und ... mit einigen anderen haben wir das dann umgesetzt. Also ich bin da tatsächlich bekennender Anstoßer und Ersttäter.“* (Student der Sozialen Arbeit 2005-2010)



Neben „Astapullis“ bewahren einige auch die „Jahrgangstassen“ auf, die es jedes Jahr neu in der Cafeteria zu kaufen gab.

Exkursionen

Viele gute Erinnerungen verbanden die ehemaligen Studierenden auch mit Exkursionen:

„Fachhochschule heißt immer ‚auf Exkursion sein einmal im Jahr‘ - in Rom sein, in Genf sein, in Taizé sein, in Wittenberg sein ...“ (Student der Religionspädagogik Düsseldorf 1977-1980).

„Und dann gab es, ... die Möglichkeit für Studierende mit nach Russland zu fliegen und Wologda kennenzulernen. (...) Und das war ein echtes Highlight ... (...) Wir haben da bei russischen Studierenden gewohnt eine Woche lang.“ (Student der Sozialpädagogik und des Zusatzstudiengangs für Kirche und Diakonie 1991-1996)

Feten und andere Gemeinschaftserlebnisse

Auch Feten, die teilweise bis 6 Uhr morgens gingen, gehören zu den guten Erinnerungen, obwohl der Lehrbetrieb am nächsten Morgen weiterging (dann sei man eben mal im Bett geblieben ...). Das Studium sei damals ein anderes gewesen als heute, erinnert eine ehemalige Studierende, die das mit dem Studium ihrer Kinder vergleicht:

„Viel Diskussion, viel Gemeinschaft, viel Freude übereinander, man hat sich eingeladen nachhause, zusammen gekocht oder in der Mensa gegessen oder draußen auf dem Rasen gesessen ...“ (Studentin der Heilpädagogik 1981-1984)

Und andere sagten:

„Erlebnisse an der Evangelischen Fachhochschule waren immer für mich begleitet mit unglaublich viel Lebensfreude und das ist im Lehrbetrieb ja nicht selbstverständlich.“ (Student der Heilpädagogik 1984-1988)

„Es ist jetzt auch nach - ja krass 20 Jahren, ... immer noch die Verbundenheit, **das ist mein Laden** ...“ (Student der Sozialpädagogik 1997-2001)



Traditionelles Volleyballspiel Lehrende/Verwaltung/
Studierende während des jährlichen Sommerfestes



Was aufbewahrt wird: der Abschlusshut!

7.4 Erinnerungen an Studieninhalte

Recht und Verwaltung versus Ästhetische Bildung – hier schieden sich die Geister

Am Fach Recht schieden sich die Geister der Befragten: die einen – meist männlich, aber nicht nur – kamen teilweise schon aus einer kaufmännischen oder einer Verwaltungslehre und studierten Recht und Sozialverwaltung sehr gerne. Andere fanden das langweilig, aber manche von ihnen bereuten dies später auch.

„**BGB zum Beispiel**, ... da sind wir nicht so gerne hingegangen als Studenten. (...) Das war ziemlich trocken und ... das war so langweilig, da sind wir bald manchmal eingeschlafen.“ (Studentin der Sozialpädagogik, Abt. Bochum 1980-1985)

Aber auch Statistik war nicht geliebt: „Also ich habe' mich manchmal gefragt, besonders bei Statistik, wo ich mir dachte: ‚Nee, echt jetzt? Ich will kein Wissenschaftlicher werden ...‘“ (Studentin der Heilpädagogik 1981-1984)

Wie an Recht und Statistik so schieden sich Geister auch beim Thema der Ästhetischen Bildung. Einige berichten von ermutigenden Erfahrungen der Selbstdarstellung, andere waren nicht so begeistert:

„Man musste damals einen relativ großen Schein in Ästhetischer Bildung machen, das waren Veranstaltungen, die in der Aula stattgefunden habe, wo wir wirklich dann auf dem Boden gelegen haben und irgendwelche komischen Körperübungen gemacht haben. (...) Und meine Leidenschaft war eher in dem Bereich Politik, Recht und...auch so Technik, Fotografie ...“ (Student der Sozialpädagogik 1997-2001)

Eine Studentin erinnert sogar übergriffige Interaktionsübungen:

„Diese Theater- und Musikpädagogen (haben) für mich immer noch ein Geschmäcke, weil ich die eigentlich rückblickend sehr übergriffig fand, auch den Studierenden gegenüber. Also auch gerade den Frauen.“ (Studentin der Sozialpädagogik 1987-1991)

Aus der jüngeren Vergangenheit wurde über konkrete relevante Themen in der Lehre berichtet:

„Ich hatte ... einige Seminare zum sexuellen Kindesmissbrauch. Die fand ich alle auch wirklich super und ja das Thema ist auch wirklich schwierig und die haben einen bleibenden Eindruck hinterlassen.“ (Studentin Soziale Arbeit 2015-2018)

Ganzheitliche Bildung: Studieren veränderte die Person und die Haltung

Das Studium insgesamt, aber auch bestimmte Lehrinhalte, bedeutete für einige auch eine biographische Wendung:

„Ich habe etliche Jahre bei Frau Dr. F. Schwerpunkt feministische Theologie ... gemacht, weil ich merkte, da geht es für mich in der eigenen Biografie ein Stückchen hin ...“ (Studentin der Religionspädagogik, Abt. Düsseldorf 1982-1985)

Viele beurteilten rückblickend das Studium als sehr prägende Zeit, die sie nicht missen möchten:

„Das Studium war ... ein Reflexionsmoment, wo viel gesäht wurde, was dann wachsen musste. Manches ist wahrscheinlich nicht mehr dort, bei manchem ahne ich gar nicht, dass sich das irgendwo verbuddelt und aus anderen sind interessante Pflanzen geworden.“ (Student der Heilpädagogik 1990-1994)

„Es war ein Wandel in meinem Leben. Für meine Weiterentwicklung, auch persönliche Weiterentwicklung war das sehr gut. Ja, fachlich, persönlich, intrapsychisch und ach was weiß ich. Also auf vielen Bereichen war (die EFH) ein wichtiger Impulsgeber.“ (Studentin der Sozialarbeit 1991-1994)

Eine Studentin der Heilpädagogik wünschte sich rückblickend, dass mehr Menschen ihre Studieninhalte gehabt hätten, weil es auch ihre Haltung veränderte:

„Wo ich oft daran zurückdenke, ... dass damals Psychopharmaka sehr kritisch von dem Professor gesehen wurden, ...der Umgang damit, ... wie Psychopharmaka verabreicht werden. (...) Es wäre gut, wenn auch andere diese Lehrinhalte gehabt hätten. Dann würde man heute vielleicht auch anders damit umgehen in der Praxis.“ (Studentin der Sozialen Arbeit 2004-2009)

Und wieder andere fanden im Studium die Freude am Lernen wieder:

„Ich war erst einmal überrascht, was ich alles lernen kann. Das war in der Ausbildung nicht so cool, das war ein bisschen langweilig für mich.“ (Studentin der Sozialen Arbeit 2004-2008)

Nach dem Studium – so eine Studentin – habe sie die Welt mit anderen Augen gesehen, weil sie sie besser verstand:

„Ja, das hat mir das mitgegeben, dass man einen anderen Blick auf die Gesellschaft wirft und mehr erkennt, was z.B. sozial falsch läuft.“ (Studentin der Sozialen Arbeit 2010-2015).

Die Freiheit des Studierens

Die Freiheit des Studierens wurde nicht nur bei Studierenden des ersten Jahrzehnts erwähnt, sondern bis zur Jahrtausendwende thematisiert. Dies wurde einerseits positiv erinnert. Es habe aber auch viele Möglichkeiten gegeben, das Studium „low level“ zu absolvieren (Studentin der Sozialarbeit 1985-1989). Man kam *„damals schon relativ luschtig durch dieses Studium durch, um es mal vorsichtig auszudrücken. Ich hatte in meinem Umkreis Wirtschaftswissenschaftler und Juristen, bei denen sah das anders aus.“* (Student der Sozialpädagogik 1997-2001) Eine andere Studentin aus dieser Zeit behauptete sogar, man *„hätte auch durchs Nichtstun wahrscheinlich das Diplom bekommen ...“*

Die große Freiheit im Studium ermöglichte auch – und dies ist bis heute so (vgl. Evaluationsberichte der letzten Jahre), neben dem Studium anderen Tätigkeiten nachzugehen:

„Dieser Anteil Praxisorientierung und Theorie war für mich genau das Richtige, ... das hat mich an der Stange gehalten ... und auch ermöglicht, dass ich meinen Abschluss ... trotz nachts Taxi fahren und noch als Musiker irgendwie unterwegs zu sein, gut hingekriegt habe. Also da bin ich der Hochschule immer noch sehr dankbar für. (...) Intensiv zu studieren und ... auf der anderen Seite ... ein anderes Leben zu führen, was ein bisschen abseits davon war, weil die Evangelische Hochschule schon so ein Sozialbiotop darstellt.“ (Student der Heilpädagogik 1984-1998)

7.5. Relevanz des Studiums für den späteren Beruf

Studierende aus den ersten zwei Jahrzehnten erwähnen vor allem ihre Beratungskompetenzen (klientenzentriert) und ihre Teamkompetenzen (Gruppendynamik), die sie im Studium erlernt hätten und später sehr häufig gebraucht hätten. Auch die Fähigkeit, Fälle zu analysieren sowie schwierige Kinder und andere Klient_innen zu verstehen. Alle erwähnten auch die Relevanz der Fähigkeit, sozialrechtlichen Systeme zu verstehen. Auch pädagogische Fähigkeiten waren hilfreich, um später Theorie und Praxis gut miteinander zu verbinden.

„Im Pädagogikbereich, in der Didaktik, da gibt es ein paar Sachen, auf die ich immer wieder zurückgreife. (...) Es ist immer mal, dass ich denke: , Ach ja, das hast du doch mal im Studium gemacht“.“ (Studentin der Sozialpädagogik 1997-2000)

„Ich bin dann bei der Stadt B. durch Praktika geblieben, bekam dann auch irgendwann eine Planstelle ... Das, was ich alles bei der Evangelischen Fachhochschule an Wissen mitgenommen habe, konnte ich auch beruflich sehr gut einsetzen.“ (Student der Sozialarbeit 1982-1986)

Der frühere Student zählt weiter auf: systemische Familientherapie, Sozialpolitik und -verwaltung, Pädagogik, Theaterpädagogik, Konzeptaufbau, wissenschaftliches Arbeiten.

Ein anderer erinnert, er habe vor allem wichtige Schlüsselkompetenzen erworben wie die „Fähigkeit, abstrakte Dinge zu verstehen, die Fähigkeit Kommunikationssituationen zu entschlüsseln.“ (Student der Religionspädagogik 1977-1980, Abteilung Düsseldorf)

Aber nicht nur Studieninhalte wurden relevant für das spätere Berufsleben, auch Erfahrungen in der akademischen Selbstverwaltung:

„Ich war von Anfang an bis zum Ende im Studierenden- Parlament aktiv und war auch Vorsitzende des StuPas. Ich bin jetzt mittlerweile bei der Stadt Bochum im Personalrat tätig und das ist definitiv etwas, wozu ich während des Studiums die Grundlagen legen konnte.“ (Studentin der Heilpädagogik 2001-2005)

Zusammengefasst wird der EvH von den Befragten ein sehr positives Zeugnis ausgestellt – fast schon, als wäre es bezahlte Werbung – so drückte es ein heutiger Student aus, der eines der Interviews führte. Das kann auch daran liegen, dass sich für die vor allem ehemalige Studierende gemeldet haben, die sich positiv erinnern. Es wird auch andere geben. Trotzdem gehe ich und mit mir die Teilnehmer_innen der Seminare, in deren Kontext die Befragungen stattfanden - davon aus, dass vieles von dem, was hier geäußert wurde, auf die große Mehrheit der ehemaligen Studierenden zutrifft.



EvH heute



Foyer heute



Neueröffnung der Mensa 2018

7.6 Erfahrungen mit dem Interviewprojekt von Seiten aktuell Studierender (auch über das Ende der Sozialpädagogik)

In ihrer Lernreflexion im Portfolio des Moduls 3.2. im Sommersemester 2020 schrieb eine der beteiligten Studentinnen über den Nutzen der Interviews für die heutigen und die früheren Studierenden:

„Das Interview mit der ehemaligen Studentin inspirierte mich und weckte in mir noch mehr Lust auf das Studieren und den Erwerb von Kenntnissen in Bereichen, die mich interessierten. Zudem wurde mir durch ihr (der Befragten, d. V.) häufiges Wechseln der Arbeitsstellen bewusst, dass ich mich nach dem Studium nicht auf einen Arbeitsbereich festlegen muss und damit mein gesamtes Berufsleben vorbestimmt ist. Die Flexibilität ist ein großer Vorteil der Sozialen Arbeit. Doch auch der Einfluss des Interviews auf meine Interviewpartnerin beeindruckt mich. Sie bestätigte mir auf meine spätere Nachfrage, dass ihr durch das Interview nochmals der rote Faden in ihrer Berufsbiografie deutlich geworden ist. (...) Nicht nur der Interviewer zieht einen Nutzen aus dem Gespräch durch den Erhalt von Informationen, sondern auch der Befragte kann profitieren.“ (Studentin der Soziale Arbeit, 4. Semester)

Rückblickend auf die Zusammenlegung von Sozialpädagogik und Sozialarbeit gibt es noch eine interessante Interviewsequenz, mit der den Befürchtungen der Kaiserswerther Abteilung über ein Ende der Sozialpädagogik nachträglich vielleicht Recht gegeben werden muss.

Die Befragte hatte über damalige Unterschiede zwischen Sozialarbeit/ Sozialpädagogik gesagt, manche hätten damals (1998-2002) zwei Diplomarbeiten geschrieben, um beide Abschlüsse zu haben: *„Während ... dann, als ich mein Studium abgeschlossen habe, ... konnte man bei der Bezirksregierung das Doppel-Diplom beantragen und ich trage deshalb beide Bezeichnungen.“*

Darauf kommentierte die interviewende Studentin: *„Ah, ich glaube, da hat sich in der Zwischenzeit wieder einiges geändert. Ich glaube Sozialpädagogik ist jetzt gar nicht mehr drin.“*

Darauf die Befragte: „Ja, abgefahren! Das heißt, Sozialpädagogik gibt es gar nicht mehr an der Evh?“

Interviewende Studentin: „Also nicht, soweit ich weiß. Also wir haben immer noch Heilpädagogik, Soziale Arbeit, Elementarpädagogik ... und Gemeindepädagogik. Ich glaube Elementarpädagogik hat dann Sozialpädagogik so ein bisschen abgelöst.“

8. Schlussbetrachtung

Die Zahl der Studierenden an der EvH hat sich in den 50 Jahren ihres Bestehens verdreifacht, die Zahl der hauptamtlich Lehrenden etwas mehr als verdoppelt.⁴⁸ Der Buchbestand der Bibliothek ist ebenfalls gewachsen: von ca. 55.000 am Ende des ersten Jahrzehnts (Willemsen 1981, S. 10) auf 95.000 Printmedien (inklusive der 2020 hinzugekommenen Mediothek der Kirchenkreise) und 2.500 E-Books. Viele neue Seminarräume sind entstanden, einige mit neuen technischen Möglichkeiten. Die alten Overhead-Projektoren haben weitgehend ausgedient, ebenso die Seminarordner zum Kopieren in der Bibliothek. Heute können Lehrveranstaltungen über Videokonferenzsysteme zu Studierenden nach Hause (oder an andere Orte) übertragen werden – eine Veränderung, die durch die Corona-Krise bedingt ist, aber vermutlich als zusätzliches Angebot in einigen Veranstaltungen bleiben wird.

Wie wird es insgesamt weitergehen in den nächsten 50 Jahren? Der Weg von der Fachschule zur Fachhochschule und schließlich zur Hochschule wurde erfolgreich beschritten, auch durch die vielfältigen Initiativen der Lehrenden, die publizierten und forschten und so das wissenschaftliche Profil immer mehr entwickelten.⁴⁹ Heute geht es nach dem Bologna-Prozess und der Etablierung von Masterstudiengängen um einen weiteren Schritt. Die Hochschule engagiert sich dafür, mehr Promotionen für Absolvierende mit struktureller Unterstützung und Begleitung von Lehrenden der Hochschule sowie mehr Forschungsprojekte zu ermöglichen. Erste Schritte sind getan. So ist es beispielsweise seit 2012 möglich, eine Forschungsprofessur zu beantragen und damit für ein Jahr eine Halbierung des Lehrdeputats zu erhalten. Auch werden Lehrende durch das Institut für Forschung und Transfer bei der Antragstellung für Drittmittelanträge unterstützt und seit 2021 gibt eine Promotionsbeauftragte.

⁴⁸ Damit hat sich das Verhältnis von Lehrenden zu Studierenden wie überall im Hochschulbereich verschlechtert. Bei der Gründung wurde noch ein Verhältnis von 1:11 zugrunde gelegt (Kehlbreier 2009, S. 199).

⁴⁹ Einschätzung Uli Huster, Interview Huster 1.4.21

Der Blick zurück auf die letzten 50, aber auch auf die letzten fast 100 Jahre kann in diesem Prozess der Weiterentwicklung ins Bewusstsein rufen, wie sich die professionelle Arbeit im Sozial- und Bildungsbereich auf wissenschaftlicher Grundlage und einer christlichen Wertebasis herausbildete und Möglichkeiten der Weiterentwicklung eröffnete.

In Bezug auf die evangelische Trägerschaft bleiben die Fragen, die bereits bei der Gründung diskutiert wurden, immer wieder eine Herausforderung. Für den früheren Rektor und Theologen Gerhard Schäfer sind die Einwände von Paul Philippi von vor 50 Jahren doch immer noch „ein Stachel im Fleisch“:

„Ich denke, es ist gelungen, aus diesem Projekt Fachhochschule, aus unserer Hochschule, eine anerkannte, hochrespektierte Einrichtung zu machen, für die das Evangelische grundlegend ist und immer neu dekliniert werden muss. Ob und inwieweit es tatsächlich prägend ist, woran man es festmacht, wie eine Dialogkultur zwischen Theologie und Human- und Sozialwissenschaften Platz greift, da bleiben sicher Fragen. Gleichwohl glaube ich, dass die Gründung und die Geschichte durchaus eindrucksvoll sind und ein vitales Ringen um die Kommunikation des Evangeliums in der Gegenwart dokumentieren – mit allen Problemen und Fragen, die damit verbunden sind.“ (Interview Schäfer, 11.6.21)

Woran macht sich das evangelische Profil der Hochschule heute fest? Sicher sind dies andere Kriterien als die, welche die 1927 gegründete „Evangelische Wohlfahrtsschule der westfälischen Frauenhilfe“ zugrunde legte. Ihnen ging es vor allem um die Vermittlung eines protestantischen Familienbildes im Rahmen der Familienfürsorge. Schon 1971 erweiterte die Fachhochschule bei Gründung diesen Horizont auf gesellschaftliche Gerechtigkeitsfragen, wie es sich aus den Veranstaltungstiteln der Vorlesungsverzeichnisse ablesen lässt. Heute meint es im Selbstverständnis der EvH u.a., zu „ganzheitlichen Bildungsprozessen“ und „zu einer Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit beizutragen.“ (Ev. Fachhochschule 2007, S. 7).⁵⁰

Literatur

Amthor, Ralph-C. 2012: Einführung in die Berufsgeschichte der sozialen Arbeit. Weinheim & Basel: Beltz Juventa

Bellermann, Martin 1987: Gestalten, entfalten, beteiligen – Viereinhalb Jahre Politik in Kaiserswerth. In: Ev. Fachhochschule 1987, S. 39-47

Birtsch, Vera 1982: Alternativprojekte zur geschlossenen Unterbringung. Gegenwärtiger Stand in der Frage der Indikation, in: Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit H12 (Jg. 33), S. 426-433

⁵⁰ In den Leitlinien von 2011 heißt es dazu und darüber hinaus, dass sich EvH am christlichen Menschenbild, an Diversität und Inklusion orientiert:

https://www.evh-bochum.de/leitbild_leitlinien/articles/leitlinien.html (Abrufdatum 1.7.21).

Cordemann, Margarete 1963: Wie es wirklich gewesen ist. Lebenserinnerungen einer Sozialarbeiterin auf dem Hintergrund einer Beschreibung der deutschen. Gesellschaft in der Zeit von 1890 – 1960, Gladbeck/Westf. : Schriftenmissions-Verl.

Cordemann, Margarete o. J: Fotoalbum Nr. 2: Gelsenkirchen 1930- 1937

Ev. Fachhochschule, FB Sozialpädagogik (Hg.) 1987: Abschied aus Kaiserswerth. Rück- und Ausblicke des Fachbereichs Sozialpädagogik an der EFH RWL von Düsseldorf-Kaiserswerth nach Bochum. Bochum: Eigenverlag

Ev. Fachhochschule (Hg.) 1996: 1971-1996. 25 Jahre Evangelische Fachhochschule. Eigenverlag

Ev. Fachhochschule (Hg.) 2007: Jahresringe 2007. Bericht des Rektorates. Eigenverlag

Ev. Fachhochschule (Hg.) 2011: 40 Jahre. Eigenverlag

Ev. Fachhochschule (Hg.) 2013: Jahresbericht des Rektorats 2014. Eigenverlag

Freymann, Claus D. 1987: Abschied von Kaiserswerth. Ist Trauer wirklich angebracht? In: Ev. Fachhochschule 1987, S. 36-38

Franke-Meyer, Diana/ Kuhlmann, Carola (Hg.) 2018: Soziale Bewegungen und Soziale Arbeit. Von der Kindergartenbewegung zur Homosexuellenbewegung. Springer: VS

Goldberg, Brigitta/ Schorn, Ariane (Hg.) 2011: Kindeswohlgefährdung. Wahrnehmen – Bewerten – Intervenieren. Beiträge aus Recht, Medizin, Sozialer Arbeit, Pädagogik und Psychologie. Opladen, Berlin, Toronto: Barbara Budrich

Hagemann-White, Carol u.a. 1981: Hilfen für misshandelte Frauen. Stuttgart: Kohlhammer

Hartwig, Luise/ Kuhlmann, Carola 1987: Sexueller Mißbrauch an Töchtern. In: neue praxis, 17. Jg., Heft 5, S. 436-447

Hodenberg, Christina 2018: Das andere Achtundsechzig. Gesellschaftsgeschichte einer Revolte, München: C.H. Beck

Hollstein, Walter/Meinhold, Marianne (Hg.) 1973: Sozialarbeit unter kapitalistischen Produktionsbedingungen. Frankfurt a. M.: Fischer

Kappeler, Manfred 2018: Anpassung, Kooperation, Zustimmung, Widerstand. Soziale Arbeit in kirchlicher Trägerschaft, in: Lob-Hüdepohl, Andreas / Eurich, Johannes (Hg.) 2018: Aufblitzen des Widerständigen. Soziale Arbeit der Kirchen und die Frage des Widerstands während der NS-Zeit, Stuttgart: Kohlhammer, S. 25-75

Kehlbreier, Dietmar 2008: Professionalisierungsschübe sozialer Arbeit – Die Bedeutung der Humanwissenschaften für die diakonisch-caritativen Handlungsfelder in Fallbeispielen ... Impulsreferat auf dem Workshop „Dynamische Zeiten für Diakonie und Caritas? – Auf- und Umbrüche in den konfessionellen Wohlfahrtsverbänden in den 1960er Jahren“ an der RUB – unveröff. Manuskript

Kehlbreier, Dietmar 2009: „Öffentliche Diakonie“ – Wandlungen im kirchlich diakonischen Selbstverständnis in der Bundesrepublik der 1960er- und 1970er-Jahre. Leipzig: Ev. Verlagsanstalt

Khella, Karam 1975: Theorie und Praxis der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Hamburg

Kuhlmann, Carola 1989: Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe zwischen Zuwendung und Vernichtung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen 1933-1945. Weinheim und München
https://www.pedocs.de/volltexte/2018/15206/pdf/Kuhlmann_1989_Erbkrank_oder_erziehbar.pdf

Kuhlmann, Carola 2008: „So erzieht man keinen Menschen!“ – Lebens- und Berufserinnerungen aus der Heimerziehung der 50er und 60er Jahre, VS Verlag für Sozialwissenschaften

Kuhlmann, Carola 2013 (3. Auflage): Geschichte Sozialer Arbeit. Studienbuch, Schwalbach/Ts.

Kuhlmann, Carola 2014: Erster Weltkrieg und Soziale Arbeit - Heimatfront, Frauenbewegung und Kriegsfürsorge, in: Zeitschrift für Sozialpädagogik, 12. Jg., H. 3, S. 230-250

Kuhlmann, Carola 2017: Soziale Arbeit im nationalsozialistischen Herrschaftssystem. Zur Notwendigkeit von Widerstand gegen menschenverachtende Zwangsmaßnahmen im Bereich der "Volkspflege", in: Amthor, Ralph Christian 2017: Soziale Arbeit im Widerstand! Fragen, Erkenntnisse und Reflexionen zum Nationalsozialismus, Weinheim/Basel: Beltz Juventa, S. 40-57

Kuhlmann, Carola 2018: Konfessionelle Wohlfahrtsorganisationen in der NS-Zeit zwischen konkurrierender Kooperation, christlicher Identitätswahrung und Verweigerung, in: Lob-Hüdepohl, Andreas / Eurich, Johannes (Hg.) 2018: Aufblitzen des Widerständigen. Soziale Arbeit der Kirchen und die Frage des Widerstands während der NS-Zeit, Stuttgart: Kohlhammer, S. 76-97

Kuhlmann, Carola/ Mogge-Grotjahn, Hildegard/ Balz, Hans-Jürgen 2018: Soziale Inklusion. Theorien, Methoden, Kontroversen, Stuttgart: Kohlhammer, Reihe: Grundwissen Soziale Arbeit, Bd. 23

Lessenich, Stephan 2008: Die Neuerfindung des Sozialen. Der Sozialstaat im flexiblen Kapitalismus, Bielefeld: Transkript Verlag

Linse, Ludger 1996: Rote Fahnen sieht man besser. Wie aus der Höheren Fachschule für Sozialarbeit die Evangelische Fachhochschule wurde. In: Ev. Fachhochschule (Hg.) 1996: 1971-1996. 25 Jahre Evangelische Fachhochschule. Eigenverlag, S. 31-32

Lorenz, Friederike 2020: Der Vollzug des Schweigens. Konzeptionell legitimierte Gewalt in den stationären Hilfen Eine praxeologische Studie zum Schweigen in pädagogischen Institutionen, Wiesbaden: Springer VS

Lühmann, Marie 1935: Überblick über die Ausbildung und jetzige Beschäftigung ... In: Mitteilungen der Sozialen Frauenschule für Volkspflege der Westfälischen Frauenhilfe 1935, 5.-7. Jg., S. 7-8

Matern, Waltraud 1997: Erinnerungen an die Evangelische Sozialschule zur 70-Jahr-Feier. Unveröff. Manuskript

Matern, Waltraud 2016: Sozialarbeit in der Psychiatrie. Erinnerungen an einen Reformaufbruch in Westfalen (1960-1980). Ardey-Verlag Münster

Meinert, Klaus 1996: Vom Werden und Wachsen einer etwas anderen Hochschule. In: 25 Jahre evangelische Fachhochschule, Eigenverlag, S. 10-16

Mentner, Regina 1998: Verbandsprotestantismus und Frauenemanzipation. Die Evangelische Wohlfahrtsschule der Westfälischen Frauenhilfe und ihre Leiterin Dr. Margarete Cordemann, in: W. Belitz/G. Brakelmann/N. Friedrich (Hg.): Aufbruch in soziale Verantwortung, Waltrop, S. 146-185

Overdick, Wilhelm 1986: Ausbildung zum Sozialpädagogen. Rahmenbedingungen der Ausbildung. In: Ev Fachhochschule 1987, S. 23-35

Pfeiffer, Hans 1987: Theologische Sozialethik als Grundlage sozialpädagogischen Handelns und sozialpädagogischer Ausbildung im Kontext der Geschichte des Diakoniewerkes Kaiserswerth. In: Ev. Fachhochschule 1987, S. 15-22

- Raddatz, Rotraud 1996: Von der Höheren Fachschule für Sozialpädagogik in Kaiserswerth zum Fachbereich Sozialpädagogik – ein Rückblick. In: Ev. Fachhochschule (Hg.) 1996: 1971-1996. 25 Jahre Evangelische Fachhochschule. Eigenverlag, S. 22-26
- Rauschenbach, Thomas 2010: Wo steht die Kinder- und Jugendhilfe? Zwischen Bedeutungszuwachs und Marginalisierung. In: neue praxis 1/2010, S. 25-38
- Reinicke, Peter 2012: Die Ausbildungsstätten der sozialen Arbeit in Deutschland 1899–1945. Freiburg. i. B.: Lambertus
- Sack, Fritz/König René 1968: Kriminalsoziologie. Frankfurt a.M.: Akademische Verlagsgesellschaft
- Schmidt, Gottfried 1987: Didaktik und Methodik der Sozialpädagogik als didaktisches Problem. In: Ev. Fachhochschule 1987, S. 113-120
- Schneewind, Klaus/ Ruppert, Stefan 1995: Familien gestern und heute. Ein Generationenvergleich über 16 Jahre. München: Quintessenz
- Thiersch, Hans 1973: Institution Heimerziehung. Pädagogischer Schonraum als totale Institution. In: Giesecke, Herrmann 1973: Offensive Sozialpädagogik. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, S. 56-79
- Thiersch, Hans 1986: Die Erfahrung der Wirklichkeit. Perspektiven einer alltagsorientierten Sozialpädagogik. Weinheim und München: Juventa
- Thiersch, Hans 1992: Lebensweltorientierte Soziale Arbeit. Aufgaben der Praxis im sozialen Wandel. Weinheim und München: Juventa
- Thiersch, Hans/ Rauschenbach, Thomas 1981: Sozialpädagogik/Sozialarbeit: Theorie und Entwicklung. Studienausgabe. In: Handbuch zur Sozialarbeit/Sozialpädagogik. Neuwied und Darmstadt: Luchterhand, S. 984-1016
- Weiß, Wilma 2004: Phillip sucht sein Ich. Zum pädagogischen Umgang mit Traumata in den Erziehungshilfen. Weinheim
- Willemsen, Sigrid 1981: 10 Jahre Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe. In: Evangelische Fachhochschule Rheinland-Westfalen-Lippe (Hg.): Lehre, Forschung, Studium, Eigenverlag, S. 2-19.
- Willemsen, Sigrid/Müller, Ulrich 1981a: Entwicklungstendenzen der Sozialarbeit und ihrer Arbeitsfelder 1927-1977. Eine empirische Untersuchung. Bochum: Schürmann & Klages
- Willemsen, Sigrid 1997: 70 Jahre Evangelische Sozialschule/Fachbereich Sozialarbeit der EFH Bochum, unveröffentlichtes Manuskript der Freunde und Förderer der Fachhochschule RWL Bochum e.V.
- Willemsen, Sigrid 1998: Margarete Cordemann. In: Maier, Hugo (Hg.): Who is Who der sozialen Arbeit. Freiburg im B.: Lambertus, S. 127-129



Evangelische Hochschule
Rheinland-Westfalen-Lippe

Immanuel-Kant-Str. 18-20
44803 Bochum

Telefon 0234/36901-0
Telefax: 0234/36901-100

E-Mail: evh@evh-bochum.de
www.evh-bochum.de

Layout: Martina Niepel, Juni 2019